



Gruebe

«Der Föhn stürmt gluetheiss vo de Bärge
U d Gruebebuebe hei hüt frei
U ds Müetti bschliesst no hurti d Stubetür u seit
Fertigschnätz, ds Käthi blybt dehei.»

Inhalt

8 Vorwort

Ein Blick zurück

15 **Von der Rettungsanstalt zum Schulheim** Fredi Lerch
64 Endnoten
66 Bibliographie
67 Bildverzeichnis

Ein Augenblick

75 **Manchmal möchten sie nach Hause** Patrick Maillard

Ein fiktiver Blick

91 **Als wir Kinder waren** Marina Bolzli
105 **Dalai auf der Grube** Gerhard Meister

Ein Blick voraus

125 **Eigenwille, Sozialraum und flexible Erziehungshilfen –
zu Haltungen, Strukturen und Finanzierung
einer «guten» Kinder- und Jugendhilfe** Wolfgang Hinte
157 Literatur
159 Dank

Vorwort

Im Jahr 2011 beschloss der Stiftungsrat des Schulheims Ried, dass die Institution, die ehemalige «Grube», ihre Tätigkeit in der bisherigen Form aufgibt und das Anwesen «Auf der Grube» verkauft wird. Zu hoch wäre die Investition für einen umfassenden, zeitgemässen Umbau gewesen, zu abgelegen der Standort für die vorgesehene sozialpädagogische Neuausrichtung und nicht zuletzt zu belastet die Geschichte der «Grube». Darum entschied der Stiftungsrat zusammen mit der Stiftung Familien-Support Bern-Brünnen, eine neue Stiftung zu gründen – die seit dem 1. Januar 2013 nun Realität ist. Damit war das Ende der «Grube» und der Nachfolgeinstitution «Schulheim Ried» besiegelt – das Ende einer 188-jährigen Geschichte.

Von Beginn an und über lange Zeit hinweg war die «Grube» ein Ort christlicher Wertorientierung und -haltung. Diese prägte bis weit in die neunziger Jahre das Wirken und Handeln der Heimleitungen und Mitarbeitenden. Nicht zuletzt aus dieser Haltung heraus haben die Stifterinnen und Stifter 1825 die «Grube» ins Leben gerufen. Sie wandten sich schwachen und benachteiligten Kindern zu. Diese «Zuwendung» war damals – und sie ist es auch aus heutiger Sicht – ein gesellschaftlicher Fortschritt. Diesen Menschen zollt der Stiftungsrat Respekt und Hochachtung. Dank gebührt all jenen Menschen, die in den 188 Jahren ihre Arbeitskraft in den Dienst der «Grube» gestellt haben. Sie taten das zumeist in guter und wohl-

meinender Absicht und mit viel Engagement. Sie mussten davon ausgehen, dass die Aufsicht und die Heimleitungen wissen sollten, was Recht und rechtens ist. Nicht immer erfuhren die Mitarbeitenden dabei die notwendige Unterstützung und Anleitung. Bei einer wohlmeinenden Würdigung der erbrachten Leistungen gilt es dies zu berücksichtigen.

Die «Grube» war aber auch berüchtigt. «Wenn du nicht gut tust, musst du auf die «Grube»», war in und um Bern ein oft gehörter Satz. Und das war oft keine leere Drohung. Das Leben auf der «Grube» war kein Honiglecken. Ehemalige berichteten von einer «harten Zeit» auf der «Grube». Das Leben der «Gruebeuebe» fand darum auch Eingang in das moderne Berner Liedgut. Stiller Has besingt es in seinem Song «Käthi»: «Der Föhn stürmt gluethess vo de Bärge / U d Gruebeuebe hei hüt frei / U ds Müetti bschliesst no hurti d Stubetür u seit / Fertigschnätz, ds Käthi blybt dehei.»

Auch Feste gab es in der Geschichte der Institution einige: Die Jubiläen 150 Jahre und 175 Jahre wurden gross gefeiert. Bundesräte waren anwesend, Regierungsräte, Verbandsverantwortliche und viele andere Prominente. Die «Grube» war bekannt. «Tout Berne» zelebrierte in den siebziger bis neunziger Jahren auf der «Grube» rauschende Feste. In den Jahresberichten hob die Leitung ihre Leistungen hervor und verwies auf Erfolge.

Der aktuelle Stiftungsrat musste sich also die Frage stellen: Wie feiern wir das Ende dieser 188 Jahre alten, traditionsreichen Institution?

Ein Buch

Um allen Facetten dieser Geschichte gerecht zu werden, beschloss der Stiftungsrat, das Ende der «Grube» mit einem Buch zu besiegeln. Er öffnete die Archive und beauftragte den Publizisten Fredi Lerch, eine historische Skizze über die vergangenen 188 Jahre zu schreiben. Einen aktuellen Blick auf das Leben der Jugendlichen im Schulheim Ried lässt der in der WOZ erschienene Text von Patrik Maillard zu, der dem Buch beiliegt. Die Schriftstellerin Marina Bolzli und der Schriftsteller Gerhard Meister verfassten exklusiv für dieses Buch je eine Kurzgeschichte. Im letzten Teil wagt der Essener Sozialwissenschaftsprofessor Wolfgang Hinte einen Blick voraus: Wie können und sollen aus wissenschaftlicher Sicht Familien, Kinder und Jugendliche in Zukunft unterstützt werden?

Ein Blick zurück, eine Widmung und Worte der Entschuldigung

Was Fredi Lerch in akribischer Arbeit zusammengetragen hat, fügt sich zu einem stimmigen Bild zusammen. Seine Chronik beleuchtet, auch aufgrund der Quellenlage, vornehmlich die Aufsicht und die verantwortlichen Anstaltsleiter, Heimeltern oder Heimleiter – das Alltagsleben der Zöglinge, der Kinder und Jugendlichen, wird durch die Quellen nur indirekt beleuchtet. Die Einblicke lassen erahnen, dass das Leben auf der «Grube» ihnen einiges abforderte. Ob und in welcher Weise den Kindern und Jugendlichen Unrecht geschah, liess und lässt sich

nicht (mehr) schlüssig beantworten. Ausschliessen kann und will es der Stiftungsrat nicht. Dieses Buch ist darum all jenen gewidmet, die auf der «Grube» und im Schulheim Ried nicht das erfuhren, was ihnen zustand: Schutz, Wertschätzung, Wohlwollen und physische und psychische Unversehrtheit. Der jetzige Stiftungsrat entschuldigt sich an dieser Stelle ausdrücklich für erlittenes und ertragenes Unrecht.

Ein fiktiver Blick

Marina Bolzli beleuchtet in ihrer Kurzgeschichte einen Aspekt pubertärer Entwicklung. Sie erzählt eine zarte Liebesgeschichte zwischen einem «Grubebeub» und einem Mädchen aus dem Dorf, die abrupt endet. Die Kurzgeschichte versetzt die Leserinnen und Leser zurück in die siebziger Jahre: Morgengottesdienst, Sonntagsbraten und Nachmittagsspaziergang. Eine Erzählung, die einen Blick mitten in die Herzen der Hauptfiguren wirft.

Gerhard Meisters Kurzgeschichte spielt im Hier und Jetzt und direkt auf dem Anwesen der alten «Grube», das jetzt ein buddhistisches Zentrum ist. Doch da gibt es nicht nur die reale Welt, sondern auch die Parallelwelt. Stimmen, die nicht zu dem gehören, der spricht, und unerklärliche Handlungen von Menschen, die eigentlich etwas ganz anderes tun sollten. Was passiert, wenn der alte Gruben-Geist meditierende Kursteilnehmer überwältigt?

Ein Blick voraus

Professor Wolfgang Hinte, Leiter des Instituts für Stadtteilentwicklung,

Sozialraumorientierte Arbeit und Beratung (ISSAB) der Universität Duisburg-Essen, hat in seinem Essay eine Möglichkeit zukünftiger Familien-, Kinder- und Jugendhilfe umschrieben. Der Stiftungsrat teilt mit dem Verfasser die Auffassung, dass Kinder, Jugendliche und Familien bestärkt, befähigt und in die Lage versetzt werden sollen, ihr Leben möglichst selbstständig zu meistern. Manchmal geht dies nicht ohne professionelle Unterstützung. Diese Hilfe soll sich am Willen, nicht am Wunsch, der Betroffenen orientieren. Wolfgang Hintes Konzept der Sozialraumorientierung dient als Grundlage der neuen Stiftung Familien-Support Bern West, und dieser Text ist als Orientierung für die neue Stiftung zu verstehen.

Gestaltung und Bilder

Thomas Hirter und Andrea Stebler haben das Buch sorgfältig gestaltet. Es ist auch ein haptisches Erlebnis, es sind im besten Sinne des Wortes «gebundene Erinnerungen».

Der Umgang mit den Bildern erfolgt rücksichtsvoll: Das Recht auf das eigene Bild verwirkt im Grunde genommen nie. Ein solches Buch kommt ohne Bilder nicht aus. Ab dem Jahr 2003 haben alle abgebildeten Personen der Veröffentlichung zugestimmt. Bilder bis zum Jahr 2003 zeigen Personen, die in Jahresberichten oder anderen Publikationen schon abgebildet wurden, in der Annahme, dass sie die Einwilligung zur Publikation gegeben haben. Die Gesichter sind aber leicht verschwommen. Trotzdem könnte es sein, dass sich Perso-

nen auf Abbildungen wiederfinden und sich daran stören oder sich in ihren Rechten verletzt fühlen. Dies geschah weder bewusst noch in böser Absicht.

www.aufdergrube.ch

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stiftung Contenti haben alle noch vorhandenen Jahresberichte seit 1843 digitalisiert. Auf der Website www.aufdergrube.ch sind diese und andere Publikationen abrufbar. Wer sich die Mühe macht, findet echte Trouvaillen. Die Seite ist interaktiv gestaltet. Der Stiftungsrat freut sich, wenn Sie von der Gelegenheit Gebrauch machen, uns mitzuteilen, was Ihnen auf dem Herzen liegt und wie Ihnen das Buch und die Webseite gefallen.

Ehemalige

Ehemalige erhalten das Buch als Geschenk. Uns sind nicht mehr alle Ehemaligen namentlich bekannt. Falls Sie als Kind oder Jugendlicher auf der «Grube» lebten oder jemanden kennen, auf den dies zutrifft, melden Sie sich bei uns. Alle Möglichkeiten mit der neuen Organisation in Kontakt zu treten, finden Sie auf www.aufdergrube.ch.

Ich danke allen, die an diesem Buch mitgewirkt haben. Ihnen wird am Schluss dieses Buches namentlich gedankt.

Bernhard Kuonen im Namen der
Stiftungsrätinnen und Stiftungsräte:
Regula Mader (Präsidentin)
Marianne Streiff (Vizepräsidentin)
Ursula Meichle, Renate
Schüpbach, Urs Feierabend,
Urs Küenzi, Christian Lüscher

Ein Blick
zurück



1825–1928	Johann Jakob Kopp
1828–1831	Kantenweyn
1831–1837	Johannes und Magdalena Schlosser-Wütherich
1837–1840	Jakob Räss
1840–1845	Hörig
1845–1882	Johannes und Magdalena Schlosser-Wütherich
1882–1900	Konrad Frauenfelder
1900–1923	Ernst und Lydia Nyffeler-Dähler
1923–1924	Ehepaar Rohrbach
1924–1966	Johann und Berta Bürgi-Widmer
1966–2000	Paul und Lotti Bürgi-Gutknecht
2000–2005	Hans-Peter und Renate Hofer-Hagmann
2005–	Bernhard Kuonen

Fredi Lerch

Von der Rettungsanstalt zum Schulheim

**188 Jahre Knabenerziehung
«Auf der Grube» in Niederwangen**

1825 haben christlich inspirierte Menschenfreunde im Westen von Bern eine Rettungsanstalt für arme und verlassene Buben gegründet, die ab 1833 «Auf der Grube» hiess. Seither wirkten dort Pioniere und Pädagogen, Idealisten und Sadisten, Frömmeler und Fürsten. In diesen 188 Jahren gab es Zeiten, in denen Anstalten als Symbole des gesellschaftlichen Fortschritts gepriesen, Zeiten, in denen sie als totale Institutionen der Menschendressur verteufelt wurden – und Zeiten, in denen man sagte: Wer etwas Besseres weiss, der schaffe die Anstalten ab. Und immer gab es «Zuweiser» und eine Gesellschaft, die sich die Dienstleistung der Kinderversorgung gerne bieten und sich blenden liessen von Erfolgsgeschichten im Einzelfall und von der disziplinierten Bubenmunterkeit an den Besuchstagen, die man für alltägliches Anstaltsleben halten wollte.

In den alten «Grube»-Papieren finden sich Hinweise auf Höhen und Tiefen einer traditionsreichen Institution. Weitestgehend untergegangen sind allerdings die unzensierten Stimmen jener, die hier versorgt und erzogen worden sind. Ihnen ist diese historische Skizze gewidmet.

Pietisten der Berner Erweckungsbewegung nehmen den Kampf auf gegen das gesellschaftliche Übel der massenhaften Armut.

Im Staatsarchiv des Kantons Bern liegen laufmeterweise die alten Akten einer Institution, die während der Planungsphase 1825 «Rettungsanstalt für arme verlassene Kinder und Waisen» genannt worden ist¹ und seither ihren Namen verschiedentlich dem Zeitgeist angepasst hat: Sie hiess «Armen-Erziehungs-Anstalt auf der Grube», später «Armen-Erziehungsanstalt für Knaben auf der Grube», dann «Knaben-Erziehungsanstalt «alte Grube»», «Knabenerziehungsheim Auf der Grube» und «Knabenheim «Auf der Grube»». Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat die «Berner Zeitung» das heutige «Schulheim Ried» als «Sonderschulheim für die Schulung und Erziehung normal begabter, verhaltensauffälliger Knaben» umschrieben.² Ab und zu wurde in dieser Institution auch die Bezeichnung der Klientel dem Zeitgeist angepasst: Aus «Grubeninsassen» wurden «Grubenzöglinge», «Grubepensionäre», «Grubenbuben», «Grubenknaben» und «Grubenschüler»; selber nannten sie sich

«Grüebeler», und kamen Ehemalige zu Besuch, so waren das «Grubisten».

Die Einträge im ältesten Protokollband setzen im Frühling 1825 ein. In verschiedenen, schwer lesbaren Handschriften wird von einem idealistischen Aufbruch berichtet: davon, dass eine Gruppe «frommer Männer und Frauen [...] infolge einer herrlichen Erweckungszeit»³ am 12. Mai 1825 in Gottes Namen einen Verein gründeten, um den «Geringsten, Verachtetsten, Verworfensten, Unglücklichsten» im Land zu helfen.⁴

Den Vereinsvorstand nennt man damals «Comité». Dieses Comité rekrutiert sich aus Mitgliedern der pietistischen Erweckungsbewegung, die sich in Bern vor 1820 um den Pfarrer Antoine Jean-Louis Galland gebildet hat. Galland ist Pietist und lehrt insbesondere «die Zusammengehörigkeit von Evangelisation und sozialem Engagement».⁵ Und soziales Engagement tut damals not. Europaweit grassiert der «Pauperismus»: die massenhafte Armut als Folge des Bevölkerungswachstums in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als Folge der napoleonischen Kriege, der Hungersnot von 1816/17 und des aufkommenden Industriekapitalismus, der die Leute aus der Subsistenzwirtschaft und den Handwerken in die Fabriken treibt und sie dort als Lohnabhängige ohne soziales Netz ausbeutet.

Zur Bekämpfung des Pauperismus werden landauf, landab weltlich und geistlich motivierte Menschenfreunde aktiv. Vorab wollen sie verarmte, verlassene und verkommene

Kinder retten. Viele der besten Köpfe planen im Geist von Johann Heinrich Pestalozzis Schriften die Gründung von «Rettungsanstalten»: konfessionell und autoritär geführten, geschlechtergetrennten und vom Treiben der Stadt isolierten Institutionen, die das 19. Jahrhundert im Rückblick haben «zum Jahrhundert der Anstalten» werden lassen.⁶

Zum Comité, das 1825 im Westen Berns aktiv wird, gehört der Belper Pfarrer Bernhard Karl Wyss (1793–1870). Er wird bis in die 1860er Jahre zur zentralen Figur: Die Korrespondenz mit dem Staat Bern wird über Jahrzehnte meist von ihm unterzeichnet.⁷ Wyss wirkt später zeitweise auch als Theologieprofessor und tut als konservativer Synodalarat der protestantischen Kirche «sein Möglichstes, um unter schwierigen Verhältnissen die Rechte und Interessen der Kirche gegenüber den nicht besonders günstig gesinnten Staatsbehörden zu wahren».⁸ Private Initiative, christlich fundierte Menschenfreundlichkeit und misstrauische Distanz zum Staat: Die Haltung von Wyss wird jene seiner Nachfolger prägen.

Am 8. August 1825 eröffnet das Comité seine Anstalt im «Rehhaag» bei Bümpliz.⁹ Erster Leiter wird der Schullehrer Johann Jakob Kopp, «Gehülfe von Lehrer Wehrli in Hofwyl».¹⁰ Die «Wehrli-Schule» ist seit 1810 Teil von Philipp Emanuel von Fellenbergs pädagogischer Republik in Hofwil. Dort betreibt Johann Jacob Wehrli eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, die gleich-

zeitig als Ausbildungsstätte für Armenlehrer dient. Kopp ist zweifellos eine seriöse Wahl: «Mehr als die Hälfte der Leiter der im 19. Jahrhundert in der deutschen Schweiz bestehenden reformierten Armenerziehungs- und Rettungsanstalten hatte ihre Ausbildung in Hofwil erhalten.»¹¹

Lehrer Kopp beginnt seine Arbeit mit einem guten halben Dutzend Buben:¹² «[Sie hatten] nichts, als was zur häuslichen Einrichtung erforderlich war. Gute Freunde schenkten die nöthigen Lebensmittel, oder auch das Geld zur täglichen Anschaffung derselben. Sie waren zur Miethe, und verschiedene Industriezweige sollten ihr zum Erwerbs- und Erziehungsmittel dienen. Es zeigte sich aber bald, dass für solche Knaben das zweckmässigste und natürlichste Mittel zur Erhaltung und Erziehung in der Landwirthschaft zu finden sei.»¹³

Auf Anfang 1828 zieht die Anstalt deshalb auf ein Landgut in Oberbottigen. Obschon man hier «die Zahl der Zöglinge auf 30» erhöht, stellt sich bald heraus, «dass die Arbeit nicht als Mittel zur Erziehung, sondern die Zöglinge als Mittel zur Bewirthschaftung des Gutes dienen müssen».¹⁵ Bevor das Comité einen zweiten Umzug ins Auge fasst, kündigt es dem Lehrer Kopp. Nicht auszuschliessen, dass er daran gescheitert ist, für die Buben eine «Rettungsanstalt» aufzubauen und sie gleichzeitig als Kinderarbeiter verschleissen zu müssen, um die rund achtzig Jucharten Land zu bewirtschaften. Das im Protokollbuch dokumentierte Kündigungsschreiben stellt allerdings einen



Johannes und Magdalena Schlosser-Wütherich, Hauseltern zwischen 1845 und 1882: Am wichtigsten ist, die Buben lieb haben, die Landwirtschaft zu verstehen und die Kleider selber flicken zu können.

anderen Aspekt in den Vordergrund: «In der Musteranstalt zu Beuggen, welche für die unsrige als Muster genommen wurde, gebildet, hegte der Verein von Euch die Erwartung, Ihr würdet in Leben und Wandel die christlichen evangelischen Grundsätze bekennen, welche jene Anstalt so ruhmvoll auszeichnen und durch deren Anwendung sie so segensvoll wirkt. Dieser Erwartung ist aber [...] in verschiedener Hinsicht nicht genügend entsprochen worden.»¹⁵

Beuggen? Demnach ist Kopp nicht nur in Hofwil, sondern auch auf jenem Schloss Beuggen in Badisch-Rheinfelden ausgebildet worden, auf dem Christian Heinrich Zeller im Auftrag der Deutschen Christentumsgesellschaft seit 1820 eine «freywillige Armenschullehrer- und Armenkinderanstalt» betreibt. Zeller stützt sich dabei pädagogisch auf Pestalozzi, ansonsten allerdings dominiert dort «das pietistische Element das auf-

klärerisch-optimistische»: «Im Vordergrund stand die Disziplinierung und Rettung der grundsätzlich bösen und daher zu rettenden Menschenseele». ¹⁶ Kopp, beauftragt, in Oberbottigen eine «Rettungsanstalt» aus dem Boden zu stampfen, mag zu stark als Grossbauer und zu wenig als geistlich gefestigter Lehrer gewirkt haben.

Von Kops Nachfolger – einem «Partikular-Schulmeister» – hat sich nur der Nachname erhalten: Kantenweyn, ein alleinstehender, älterer Mann. ¹⁷ Er leitet die Anstalt in Oberbottigen zwischen 1828 und 1831 und wird ersetzt, weil man wünscht, «dass [...] ein verheiratheter Mann der Kinderschaar vorstehen möchte». Ersetzt wird Kantenweyn im Spätjahr 1831 durch den 27-jährigen Johann Schlosser, «in Beuggen zum Lehrer gebildet» und verheiratet. ¹⁸ «Auf Martini», also am 11. November 1831, zieht Schlosser mit seiner Frau auf dem Landgut in Oberbottigen ein.

Der zweite Umzug: Die Anstalt zügelt von Oberbottigen auf die «Grube» ob Niederwangen.

Das Comité hat klare Vorstellungen von den Pflichten und der Rollenteilung der neuen Hauseltern. Der Vater der Anstaltsfamilie habe «über alle Personen, über ihren Seelenzustand, ihr gegenseitiges Verhältniß und ihre Gesundheit zu wachen, vor allem aber, die Knaben zu unterrichten und christlich zu erziehen, so dass sie ihrem Heilande Jesu Christo zugeführt werden. Seine Frau ist die Hausmutter, welche unter der Oberaufsicht des Vereins mit liebevoller Gesinnung die Nahrung und Kleidung und das übrige Hauswesen zu besorgen hat, der aber auch das geistige Wohl aller Personen mit am Herzen liegen soll.»¹⁹

Als Anstaltsleitung ein Hauselternpaar einzusetzen, ist in den reformierten Rettungsanstalten damals üblich. Während vergleichbare katholische Institutionen von Ordensschwwestern im Kollektiv geführt werden, orientiert man sich in reformierten an Pestalozzis Modell des Waisenhausvaters und der Waisenhausmutter, die nicht nur für Disziplin, Unterricht, Kost und Logis zuständig, sondern auch «emphatischer Vater» und «mitfühlende Mutter» sein sollen.²⁰ So sollen die verwahrlosten Kinder zu gutmü-

gen Armen erzogen werden: «Veredelung der Armut muss das Losungswort aller Menschenfreunde sein.»²¹

In diesem Sinn beginnen Johannes und Magdalena Schlosser-Wütherich zu arbeiten, unterstützt von einem Unterlehrer, von zwei Knechten, zwei Mägden und nach Bedarf Handwerkern und Tagelöhnern. Während des Sommers wird mit den Buben vor allem in der Landwirtschaft gearbeitet, im Winter wird Schule gemacht. Weil es nach dem Willen des Comité «vorzüglich um das Selenheil» der Buben gehen soll, werden die Tage umschlossen von Morgen- und Abendandachten, dazu kommt zur Glaubenschulung der Heidelberger Katechismus²², den die Zöglinge vollständig auswendig zu lernen haben; am Sonntagvormittag gehts zum Gottesdienst in der Ortskirche, am Nachmittag ist Kinderlehre.²³

1833 entscheidet das Comité, in Oberbottigen die Pacht auslaufen zu lassen und ein zweites Mal umzuziehen. Auf Martini 1833 zügeln die Hauseltern Schlosser mit dreissig Buben, fünf Kühen, zwei Pferden und ein wenig Hausrat auf die andere Seite des Wangentals, auf das Landgut «Auf der Grube» zwischen Niederwangen und Köniz, nördlich von Herzwil zwischen zwei Wäldern gelegen. Der Name des Anwesens – ein früher Sommersitz der Familie von Tavel – ist von einer ehemaligen Lehm- und Sandsteingrube abgeleitet.²⁴ Schlosser hat sich später an die Ankunft auf der «Grube» erinnert: «In der neuen Behausung zeigten sich Ess-, Lehrer- und Schlafzimmer zu klein, und die



«Armen-Erziehungsanstalt für Knaben auf der Grube» vor 1869: Arbeiten und beten sind «ausgezeichnete Verwahrungsmittel gegen leichtfertige Gedanken und sündliche Verirrungen».

Küche mit dem Kochherd war nicht fertig, so dass die Hausmutter nur unter vielem Seufzen eine Suppe fertig bringen konnte. Die warme Milch von den Kühen musste für die erste Mahlzeit aushelfen. Die erste Nacht lag man auf Strohsäcken am Boden. Der irdische Besitz beim Einzug in die neue Heimat ausser dem besagten Vieh war einzig der alte, allermeist geschenkte, unerlässliche Hausrat. Im Schlafzimmer hatten die Knaben noch keine Deckbetten und Kopfkissen. Ausser Kartoffeln und Korn waren keine Lebensmittel-Vorräte auf den langen Winter und mit jedem Tag zählte der neue Mietzins 4 alte Franken. Der grösste Notstand war noch, dass die Anstaltskasse völlig leer war.»²⁵

Die ersten Jahre auf der «Grube» liegen weitgehend im Dunkeln. Der Lederband, der die Comité-Protokolle von 1831 bis 1843 umfasst, scheint verloren zu sein. Sicher ist: 1837 verlässt das Ehepaar Schlosser die «Grube» «äusserer Verhältnisse wegen».²⁶ Als Hausvater angestellt wird Jakob Räss, der aber bereits 1840 wieder geht «in Folge seiner Verheirathung» – offenbar wollte seine Frau nicht Hausmutter werden.²⁷

Das Ehepaar Hörig, das nun auf die «Grube» kommt, stammt «aus Sachsen», spricht demnach nicht die Sprache der Buben, hat aber eine überzeugende Referenz: Auch Hörig ist «ein Zögling Zeller's in Beuggen». Das sagt Johann Konrad Zellweger, Leiter der Waisenanstalt «Schurtanne» in Trogen, der die «Grube» in den frühen vierziger Jahren besucht: «Die Lokalitäten sind zwar zahlreich, aber

für die Erziehung so vieler Kinder (30 Knaben), unzweckmässig gebaut; denn die Zimmer sind klein und finster. [...] Da hier grundsätzlich nur sehr verlässene Kinder Aufnahme finden, so ist auch nicht für alle ein Kostgeld erhältlich. [...] Die Hauptbeschäftigung bilden die Feldarbeiten; jedoch sind zum wohlthätigen Wechsel mit denselben auch Strohh-, Korbflecht- und Schneiderarbeiten, stricken etc. eingeführt. [...] Die schwächste Seite dieser Anstalt dürfte in der geistigen Bildung zu finden sein, ob aus Grundsatz oder Zufall, kann hier nicht erörtert werden; auch vermisst hier der kundige Beobachter den apostolischen Sinn der liebevollen Hingebung, wodurch sich die Wehrli-Schulen in der Regel so vortheilhaft auszeichnen.»²⁸ Der Wehrli-Schüler Zellweger scheint dem Zeller-Schüler Hörig vorzuwerfen, zu wenig empathische Bildung des Geistes und zu viel rigide Seelenschulung zu betreiben.

Am 16. März 1843 gibt sich der Verein ausführliche Statuten²⁹, die eine Voraussetzung dafür bilden, dass der bernische Regierungsrat dem Verein erlaubt, das bis dahin gemietete «Gruben»-Gut am 18. April 1844 kaufen zu dürfen.³⁰

Schlossers pädagogischer Rosenkranz: Der Erzieher der Armen muss arm sein.

Der Jahresbericht von 1845 vermerkt, «dass unsere gegenwärtigen Hauseltern nun doch den Muth verloren und darauf beharrten, ihre Entlassung zu erhalten».³¹ In dieser Situation bittet das Comité den ehemaligen Hausvater Schlosser, der unterdessen als «Lehrer in Wangen»³² arbeitet, auf die «Grube» zurückzukehren. Johann und Magdalena Schlosser nehmen den «göttlichen Ruf» an.³³ Die nun anbrechende Ära Schlosser dauert bis 1882.

1944 hat Hans Schlosser als alter Mann einen Aufsatz mit Jugenderinnerungen veröffentlicht. Er ist ein Enkel der Hauseltern Schlosser «Auf der Grube» und hat in den 1870er Jahren jeweils seine Sommerferien bei ihnen verbracht. In seinen Aufzeichnungen übermittelt er den «pädagogischen Rosenkranz» seines Grossvaters: «1. Lebe *mit* deinen Zöglingen bei Tag und Nacht, in der Schule und in der Arbeit, so viel und gut, als du kannst und vermagst. 2. Lebe *unbedingt für* deine Zöglinge. Ihr zeitliches und ewiges Heil sei dein höchster Erwerb. 3. Lebe *in* deinen Zöglingen, indem du danach trachtest, dass sie deine Lehre in sich aufnehmen und bewahren.» Auch zitiert der Enkel seinen Grossvater mit dem Bonmot: «Ein Erzieher der Armen muss selbst arm sein.»³⁴ Disziplin habe sein

Grossvater «nicht mit Drill, sondern mit Freundlichkeit und Vertrauen und ungezwungenem Verkehr» erreicht. Auch hatte Schlosser Humor, habe er doch jeweils gesagt: «Der Hausvater muss drei Eigenschaften haben: Er muss die Buben lieb haben, er muss die Landwirtschaft verstehen und er muss seine Kleider selber flicken können.»³⁵ Und dafür, dass er in Glaubensfragen kein enger Geist gewesen ist, spricht, dass er die «Grubenbuben» in den angrenzenden Wäldern hat Indianerspiele spielen und bei schlechtem Wetter zeitgenössischen Schund, sogenannte «Giftbüchlein», lesen lassen, Letzteres mit der Begründung: «Laht si's ume la läse! 's schadt ne nüt. I weiss, was drinne steit. Söttig Sache schade bloss, we si verbotte syl!»³⁶ Man könne ihm vorwerfen, schliesst der Enkel Hans Schlosser seine Erinnerungen, er sehe alles «in einer Verklärung», aber von seinem Grossvater sei tatsächlich eine «eigenartige Atmosphäre» ausgegangen, «eine Atmosphäre des Friedens unter so verschiedenartigen Insassen, der hellen Freude in dreissig Menschenkindern, die aus dunkeln und dunkelsten Verhältnissen kamen und der wohlthuenden Ruhe auch in der strengsten, drängendsten Arbeit». Als Mittel gegen die Verklärung sollen die Zöglinge an dieser Stelle kurz in «die gleichförmige Kleidung» gesteckt werden, die damals «von der Anstalt geliefert» worden ist.³⁷

Mag sein, dass unter Schlosser noch die «strengste, drängendste Arbeit» in friedvoller Atmosphäre geleistet worden ist. Liest man allerdings



Konrad Frauenfelder mit Frau, Hauseltern zwischen 1882 und 1900: Christliche Erziehung gegen das «Geschrei von Fortschritt und Humanität» der «ungöttlichen Sozialdemokratie».

über die Funktion der Arbeit in den damaligen Anstalten, dann ging es dabei – unter der Maxime «Ora et labora» (bete und arbeite) der benediktinischen Mönche des Mittelalters – um das Fundament der Anstaltserziehung,³⁸ um ein «umfassendes Erziehungsmittel» und ein «ausgezeichnetes Verwahrungsmittel gegen leichtfertige Gedanken und sündliche Verirrungen».³⁹ Und auch «Auf der Grube» hiess es noch lange nach der Ära Schlosser: «Eine Arbeitsschule wollen wir sein, sind es übrigens von jeher gewesen, lange bevor unsere gelehrten Pädagogen diesen Hasen als neuestes Fündlein aufgejagt haben.»⁴⁰

Johann Schlosser überlebt den Tod seiner Frau im April 1882 nur um wenige Monate. Als er am 8. Oktober selber stirbt, verhandelt das Comité längst mit seinem Nachfolger. Am 3. November zieht der neue Anstaltsvater Konrad Frauenfelder mit seiner Frau auf der «Grube» ein.⁴¹

Wie Frauenfelder die Seelen und Nyffeler die Bausubstanz saniert.

Scheint in der Ära Schlosser die pietistische Frömmigkeit von einer Menschenfreundlichkeit im Sinne Pestalozzis überlagert worden zu sein, so ist es nun umgekehrt: Frauenfelder wird als «eher autoritär, aber sehr fromm gesinnt» geschildert⁴² und scheint im Dienst jener Weltanschauung erzogen zu haben, die er von seinem «sel. Vater» übernommen hat: «Viel lieber wollte ich dich deiner Lebtag als Steinklopfer wissen», habe jener gesagt, «denn als so ein aufgeblasener, freisinniger Schullehrer ohne Geist und Gnade, der wer weiss wie viele Kinderseelen vergiften kann.»⁴³

Frauenfelders Festrede zum 60-jährigen Bestehen der «Grube» am 31. Mai 1885 beginnt mit den Versen: «Wenn Du von Deinen Gaben, / O Herr! wollt'st Rechnung haben, / Und zögest uns vor's Recht; / So weiss ich, dass wir Blöden / Kein Wörtlein könnten reden; / Wir kennen uns als gar zu schlecht.»⁴⁴ Anschliessend umschreibt er sein Menschenbild auch noch in Prosa: «Jeder Mensch hat das Bewusstsein seiner Nichtigkeit und Sterblichkeit und eines neuen Lebens, entweder in einer verklärten oder jammervollen Zukunftswelt, wenn er nicht durch eitle Hoffnungen und blödsinnigen Stolz dasselbe erstickt und die mahnende innere Stimme, die nicht trügt, verstummen macht.»⁴⁵

Nur wer das schlechte irdische Leben annimmt, sagt der strenge Frömmler Frauenfelder, ist des guten jenseitigen würdig. Er hasst, wer seine Lehre für «das Eiapopeia vom Himmel» hält, «womit man einlullt, wenn es greint, / Das Volk, den grossen Lümmel», wie Heinrich Heine geschrieben hat.⁴⁶ Und er sorgt sich um den «materialistische[n] Zug», der «durch das Unterrichts- und Erziehungswesen unserer Zeit» gehe, «dessen höchstes Ziel darin besteht, die Kinder zur Brauchbarkeit und Gewandtheit für dieses irdische Leben zu erziehen. Die Schule soll zur Dienstmagd der Weltbildung herabgedrückt und ihres priesterlichen Charakters entkleidet werden.» Dabei müsse das «laute Geschrei von Fortschritt und Humanität zum geistigen Ruin der Menschheit» führen.⁴⁷ Frauenfelder warnt: «In unsern Volksmassen macht sich mehr und mehr eine christusfeindliche Strömung geltend, wobei die ungöttliche Sozialdemokratie bahnbrechend voranmacht. Von allen Seiten Unzufriedenheit, Lüge, Empörung, Hass gegen alles Religiöse, eine immer mächtiger treibende Abgrundströmung.»⁴⁸ Daraus schliesst er: «Jeder Glückliche und Dankbare ist ein lebendiger Damm gegen die revolutionäre Bewegung der ungöttlichen Sozialdemokratie»⁴⁹, und es gebe «keine grössere Freude, denn die, dass wir hören, unsere Kinder wandeln in der Wahrheit».⁵⁰

Schon Schlossers «erstes Ziel» ist seinerzeit die «Autarkie im besten Sinne des Wortes» gewesen: «Das [Gruben-]Gut sollte seine grosse vierzigköpfige Familie, selbst erhalten».⁵¹



Ernst und Lydia Nyffeler-Dähler, Hauseltern zwischen 1900 und 1923: «Gottes Wort, eigenes Beispiel und tüchtige Arbeit» für die Buben und erneuerte Bausubstanz für die Anstalt.

Frauenfelder dehnt nun das Autarkiedenken auf die geistigen und geistlichen Belange aus, ohne dass das die Öffentlichkeit wahrgenommen hätte. Frauenfelder: «Im letzten April [1885, fl.] war auch, wohl zum ersten Male seit Gründung der Anstalt, der staatliche Schulinspektor unsers Kreises hier, um den Stand der Schule zu bemessen.»⁵²

Angestrebt wird auf der «Grube» zudem die grösstmögliche finanzielle Autarkie. Neben den Kostgeldern der zuweisenden Gemeinden lebt man vor allem von Spenden, sogenannten «Liebesgaben»: «Wir glauben, auf diesen Liebesgaben und den sie begleitenden Wünschen und Gebeten ruht ein Segen, den auch das grösste Geldkapital nicht zu ersetzen vermöchte. Was unsere Anstalt will und anstrebt, nämlich arme Knaben aus ihrer Not erretten, das soll ein Werk der Liebe sein und bleiben!»⁵³

Die Anstalt wird regelmässig mit zum Teil beträchtlichen Legaten bedacht. Die Namen der in den Jahres-

berichten jeweils erwähnten Stifter und Stifterinnen lesen sich wie das «Bürgerbuch» von Berns Patriziergeschlechtern. Das wohl grösste Legat jener Zeit kommt von Emilie Bitzius, einer 1880 verstorbenen Nichte von Jeremias Gotthelf: «[Die] genannte theure Wohlthäterin [hat] unserer Anstalt 10'000 Fr. vergabt und dazu circa 130'000 Fr. mit der besondern Bestimmung, dass eine neue Anstalt für Ganzwaisen gegründet werde.»⁵⁴ 1882 wird mit diesem Geld das Hofgut Brünnen gekauft und dort die «Neue Grube», eine weitere Erziehungsanstalt «für arme, elternlose Knaben» eröffnet. 1968 wird sie nach dem Verkauf des Brünnerguts auf den Dentenberg verlegt, wo die Institution bis heute als Wohnschule weitergeführt wird.⁵⁵ Spenden werden «Auf der Grube» aber nicht nur für Betrieb und Infrastruktur benötigt, sondern auch für die «Lehrlingskasse», aus der das damals übliche Lehrgeld entrichtet wird, damit sich «Wohlthäter,

die für einen gutgearteten Lehrknaben ein Extraopfer wagen und Meister [finden], die ihren Lehrlingen [...] Vater- und Mutterliebe entgegenbringen.»⁵⁶

1892 stirbt Frauenfeldes Frau.⁵⁷

Sie wird als Hausmutter durch eine Schwester Frauenfelders ersetzt.⁵⁸

1900 folgt dieser dann «dem ehrenvollen Rufe als Vorsteher der Anstalt Tagelswangen im Kanton Zürich».⁵⁹

Am 25. August 1900 werden als neue Hauseltern Ernst und Lydia Nyffeler-Dähler angestellt.⁶⁰ Damit wird die «Grube» für genau hundert Jahre zum erweiterten Familienunternehmen: Nach Nyffeler und einem kurzen Intermezzo wird 1924 sein Neffe Johann Bürgi die «Grube» übernehmen,⁶¹ ab Herbst 1966 bis in den Herbst 2000 dann dessen Sohn Paul Bürgi.

Die Hauseltern Nyffeler starten unter schwierigen Umständen: «Mit den früheren Hauseltern zogen auch sämtliche Dienstboten und Lehrer fort», und es sei kurzfristig nicht möglich gewesen, «passenden Ersatz zu finden». Man behilft sich mit einem Zögling der pietistischen Pilgermission St. Chrischona, dann mit «Hilfe vom Missionshaus Basel», anschliessend mit einem «Missionszögling aus Attersee in Österreich», einem Missionar aus Württemberg und einem Lehrer, der eben in Beuggen seine Ausbildung abgeschlossen hat.⁶² Damit steht Nyffeler weltanschaulich zweifellos in der «Gruben»-Tradition – er ist auch, wie zuvor Frauenfelder, Absolvent des Evangelischen Lehrerseminars Muristalden in Bern.⁶³ Aber die religiöse Rückbindung wird bloss noch vorausgesetzt, nicht mehr

missionarisch doziert. Im Übrigen gelten die bewährten drei Erziehungsprinzipien: «Gottes Wort, eigenes Beispiel, tüchtige Arbeit», denn «der gefallene Mensch bedarf der Arbeit, um nicht geistig zu verkommen».⁶⁴

War Schlosser auf der «Grube» der Erzieher und Frauenfelder der Missionar, so geht Nyffeler, «dem militärischen Grade nach ein Oberst»⁶⁵, als Manager und Bauherr in die «Gruben»-Geschichte ein. Hatte Schlosser 1848 noch notiert: «Es dünkt uns, wir haben alles und seien reich, dass wir den Tisch wieder mit Kartoffeln decken dürfen»⁶⁶ und hatte Frauenfelder noch 1900, weil es offenbar nicht selbstverständlich war, «die Versorgung in Nahrung und Kleidung» als «Grundlage» für die «gute körperliche und geistige Entwicklung» betont,⁶⁷ so kann sich Nyffeler nun um die Bausubstanz kümmern: «1903 eine neue Scheune, etwa 1904 eine bessere Zufahrt vom Ried her bis zur «Grube» hinauf, 1904 eine elektrische Beleuchtung in allen Räumen, 1906 eine Trinkwasserleitung vom Mengestorfberg über die Herzwil-Senke auf die «Grube» hinauf [...]. 1909 wurde das Waschhaus umgebaut, [...] 1915 der Ersatz des alten Flachdaches auf dem Schulgebäude durch das heutige schöne Walmdach mit Rinde und schliesslich 1922 das stattliche Verwaltungsgebäude mit Esssaal, Küche, Schlafsaal, Hauselternwohnung und Duschräumen.»⁶⁸

Neben dem Fokus der Leitung verändert sich im neuen Jahrhundert auch die Klientel. Unterdessen fordern nicht mehr Armut, Hunger und völlige



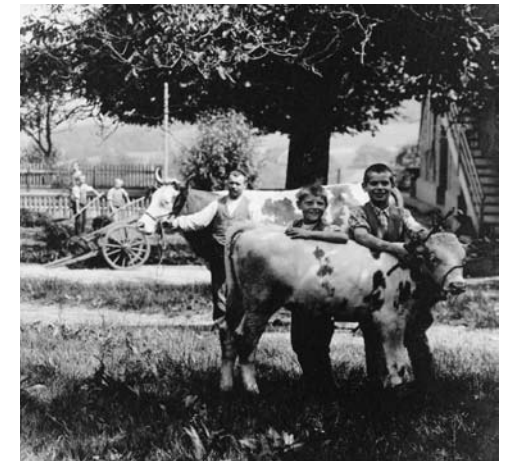
«Knaben-Erziehungsanstalt «alte Grube»»: Im Hintergrund das alte Schulgebäude mit jenem Flachdach, das 1915 durch ein Walmdach mit Rinde ersetzt worden ist.

Mittellosigkeit eine Rettungsanstalt, sondern «Verwahrlosung» fordert Erziehung. 1912 wird das Schweizerische Zivilgesetzbuch in Kraft gesetzt und darin der Begriff der «Verwahrlosung» zum Terminus technicus der Kinder- und Jugendfürsorge erhoben. «Die angeblich verwahrlosten Kinder stammten meist aus der Unterschicht,

die Väter waren zeitweise arbeitslos, das Einkommen nicht ausreichend, die Mütter arbeitstätig». Zuständig waren nun Vormundschaftsbehörden, die sich an einem «bürgerlichen Familienideal» orientierten und eingriffen, wenn sie «Pflichtwidrigkeit» der Eltern nebst «dauernder Gefährdung» der Kinder feststellten.⁶⁹



Inszeniertes Anstalts-
leben in der Aera
Nyffeler: Die Feldarbeit
ist eine Arbeitspause,
die Landwirtschaft
ein Genrebild mit herzi-
gem Kälbchen und
zur «Gruben»-Familie
gehören Ringelreihe
spielende Mädchen.



**Frischer Wind:
C. A. Loosli
«Anstaltsleben»
und wie
Johann Bürgi
darauf reagiert.**

Das Hauselternpaar Nyffeler verlässt die «Grube» im November 1923 und zieht nach Basel, wo Ernst Nyffeler zum Direktor der dortigen Strafanstalt berufen worden ist.⁷⁰ In der Comité-Sitzung vom 13. Oktober 1923 wird die Nachfolge bestimmt. Zur Wahl stehen das Ehepaar Rohrbach und der junge Lehrer Johann Bürgi: «Die Besprechung der beiden Kandidaten, die beides tüchtige Leute sind, stellt alle Vorteile & Nachteile erschöpfend gegenüber. Für Herrn Bürgi spricht seine ausserordentl. Fähigkeit als Anstaltslehrer. Er ist in einer Anstalt aufgewachsen & immer in Anstalten tätig gewesen. Nachteile seiner Kandidatur: Seine Jugend (ca. 26-jährig), lediger Stand & die für unsere Anstalt damit verbundenen Komplikationen. Keine Praxis in leitender Stellung. Kandidatur Rohrbach: Selbständiger Mann mit tüchtiger Frau, Lebenserfahrung & Geschäftsgewandtheit im «Verkehr» mit den Behörden, Leiter eines Posaunenchores.»⁷¹ Gewählt wird Rohrbach. Aber schon im Februar 1924 bildet «die Demission des Vorsteherpaares Rohrbach» das Haupttraktandum der Comité-Sitzung; Rohrbach macht geltend, die Arbeit biete ihm «nicht die nötige Befriedigung».⁷² Eine Woche später wird Johann Bürgi zum Vorsteher der

«Grube» gewählt, im Jahr darauf heiratet er Berta Widmer.⁷³

1924 erscheint das Buch «Anstaltsleben» des kaum zwei Kilometer nördlich von der «Grube» in Bümpliz lebenden Schriftstellers Carl Albert Loosli, der aus eigener Erfahrung spricht. Er hat als 1877 geborener Unehelicher selber Anstalten erlebt: das Waisenhaus Grandchamps, das Armenhaus Sumiswald, die Besserungsanstalt Aarwangen und, zwischen 1894 und 1897, die Zwangserziehungsanstalt Trachselwald.⁷⁴ In der Einleitung seines Buches schreibt er: «Nein, ich übertreibe nicht! Nein, ich verleumde nicht! Unsere Erziehungsanstalten sind Folterkammern! [...] Warum niemand etwas davon weiss? Weil die Zöglinge schweigen! Warum schweigen sie? Weil, solange sie Zöglinge sind, ihre Klagen ungehört ersterben; weil sie Kinder sind, die niemandem klagen können und könnten sie es, bei niemandem Glauben finden würden.»⁷⁵ «Anstaltsleben» zeichnet eine typische, namenlose Anstalt, und mit Sicherheit hat Loosli beim Schreiben nicht vor allem die «Grube» im Auge. Aber die Strukturen und die Erziehungsgrundsätze von Anstalten ähneln sich landauf, landab. Der «Arbeit als Erziehungsmittel»⁷⁶, dem «Schulunterricht»⁷⁷ oder der «Religiösen Erziehung»⁷⁸ sind in diesem Buch eigene Kapitel gewidmet.

Nicht alle Reaktionen auf Looslis äusserst polemisch formuliertes Buch fallen so ironisch aus wie jene der «Grube», wo man im Protokoll des Comité's bloss festhält: «Freilich, was in letzter Zeit über «Anstalten»

Johann und Berta Bürgi-Widmer, Hauseltern zwischen 1924 und 1966: Nach Krise und Krieg werden zu den christlichen «Liebesgaben» staatliche Subventionen nötig und die «Anstalt» wird zum «Heim».



Carl Albert Loosli, sozialkritischer Schriftsteller in Bümpliz: «Nein, ich übertreibe nicht, unsere Erziehungsanstalten sind Folterkammern!»

und «Anstaltsleben» ist geredet und geschrieben worden, war gar nicht immer Balsam, und die Schläge waren gar nicht immer Liebesschläge. Besonders eine geharnischte Streitschrift, nach der unsere Erziehungsanstalten Folterkammern sind, hat [...] Wellen geworfen bis in den Berner Grossrat hinein.»⁷⁹ Nicht zuletzt diese Grossratsdebatte im Spätherbst 1924 nimmt Loosli zum Anlass für eine zweite Streitschrift, die im Frühling 1925 unter dem Titel «Ich schweige nicht!» erscheint.

Allmählich verändert sich die öffentliche Diskussion: Insbesondere einsichtige Politiker und fortschrittliche Fachleute nehmen Looslis Polemiken zum Anlass, überfällige Anstaltsreformen zu diskutieren. Auch dazu will Loosli seinen Beitrag leisten. Er beginnt an einem dritten Buch zu arbeiten, in dem er seine eigenen Reformideen konkretisieren will. Am 18. März 1928 schreibt er deshalb an Johann Bürgi einen Brief mit der Bitte, einen beigelegten Katalog mit Fragen zu beantworten. Loosli fragt nach Einnahmen und Ausgaben der Anstalt, nach Aspekten der Schulbildung, nach Versicherungs- und Ferienregelungen für die Zöglinge. Bürgi schreibt am 11. April zurück, beantwortet Frage um Frage und wird gegen Schluss ausführlicher, als er nach seinen Prioritäten für die anstehenden Reformen gefragt wird: Leider seien ihm «die Hände in so mancher Hinsicht einfach gebunden, weil es an den nötigen Finanzen fehlt». Er sei der Meinung, dass es «Pflicht des Staates» sei, die Schulen, die unter-

dessen auch in privaten Anstalten unter staatlicher Aufsicht stünden, «zu unterstützen», damit konkurrenzfähige Löhne bezahlt werden könnten. An finanzieller Unterstützung von staatlicher Seite gebe es «keine Beiträge ausser dem Alkoholzehntel (600 Fr.)».⁸¹ Offenbar ist dem jungen Johann Bürgi klar, dass die Zeiten vorbei sind, in denen man eine Anstalt betreiben kann mit der pietistischen Beschwörung von «Liebesgaben». Übrigens scheint Bürgi dem berüchtigten Anstaltenkritiker zum Schluss signalisieren zu wollen, dass er auf der «Grube» offene Türen einrenne: «Nach meinen Erfahrungen geniessen die Zöglinge in vielen Anstalten recht wenig Zutrauen und werden an vielen Orten sehr ängstlich bewacht. Seitdem ich freier vorgehe, mache ich bessere Erfahrungen.»

Loosli hat Bürgis Statements in seinem Buch «Erziehen, nicht erwürgen!» berücksichtigt,⁸² und Bürgi hat danach das «Grubenkomitee», wie es sich unterdessen nennt, über Looslis «neue Broschüre über Anstaltserziehung» informiert: «Seine Thesen», heisst es in einem Protokoll, «sind z. B. a. Familienerziehung (keine Anstalt) b. jede Strafversetzung ist ausgeschlossen u. a. m. Der ausführliche Bericht wird vom Präsidenten herzlich verdankt u. vom Komitee genehmigt.»⁸³

Aus dem Protokollbuch des «Grubenkomitees»: Statt strategischer Leitung Philanthropie in schulmeisterlicher Schönschrift.

5. _____: von Kernried, geboren 7. März, 1916, trat am 5. August 1931 bei uns ein. Vorher hat er längere Zeit im Kinderheim Tabor (Aeschi) und auch in Leyzin zugebracht, wo er Heilung von einer Kinderlähmung suchte. Er ist der Sohn einer Haushälterin die ihm noch nie etwas nachgefragt hat. In Tabor hatten sie mit Mühe und wollten ihm deshalb nicht länger behalten. Wir konnten uns über sein Betragen nicht sehr beklagen. Infolge seiner Lähmung ist er körperlich mangelhaft arbeitsfähig. Leider leidet er auch geistig nur sehr wenig, sodass für seine Zukunft zu fürchten ist. Es kann eine Zeit kommen, wo er ständig versorgt werden muss. Er deutet vorläufig an den Schulmacherberuf. Es ist wohl nicht das Richtige; aber für den geeigneten Beruf des Schneiders ist er durchaus nicht zu gewinnen.

6. _____: von Suminwald, geb. 13. Juni, 1917 ist erst in diesem Frühling eingetreten: 15. April 1932. Er entstammt ganz schlimmen Familienverhältnissen und kommt sich nur schwer angewöhnen. Dafür fühlt er sich sehr wohl und man ist über Erwartung gut mit ihm zufrieden. Auch die Behörden anerkennen die wohlthuende Veränderung. Er möchte sich einem technischen Berufe zuwenden (Radio-Telegraphist)



6. Die im Frühling 1932 stellen sich gut ausser sich absolut dumme stellt. (Boxen, Fussball, Kino). Der Vormund möchte in zu Teimmern Bäumen ins Welschland tun. Es liegt ihm nicht, zu gehorchen. Herr Arminioinspektor Morgenkaler will dem Knaben nachgucken.

f. Eine Zeitlang waren 8 Ehemalige am Fische. Heute ist noch einer da.

hat fr. 150.- unterschlagen. Seine Grossmutter hat ihm zum Verhängnis. Er hat keine Ausdauer, aber im grosses ; erhielt eine Stelle bei Schneider Lörcher in Nimmis. Es geht ihm sehr gut.



**Es brennt
auf der
«Grube»:
Ein ehemaliger
Zögling
legt Feuer
und wird
psychiatrisiert.**

Zwischen 1926 und 1935 lässt die «Grube» keine Jahresberichte drucken – vermutlich hat die finanzielle Knappheit in diesen Krisen-jahren den Druck nicht erlaubt. Gegenüber der Öffentlichkeit wird die Anstalt damit vollständig zur Blackbox. Allerdings sind Jahresberichte immer und überall einseitige Quellen: «Wer sich auf die Absichtserklärungen und Jahres-rückschau der Heime verliesse, erhalte ein anderes Bild, als es die Erinnerungen von Zöglingen vermitteln»⁸⁴, schreibt der Historiker Urs Hafner, und Loosli hat festgestellt, dass auch der persönliche Augenschein von Laien naiv bleibt: «Da [die Aufsichtsbehörden] meist nicht mit dem innigen, eigentlichen Anstaltsleben vertraut sind, fallen sie regelmässig [auf Äusserlichkeiten] herein und entfernen sich, ohne etwas gesehen zu haben, mit der Versicherung ihrer Überzeugung, dass alles zum besten stehe.»⁸⁵ Die Sicht und die Erfahrungen jener, die in Anstalten interniert und erzogen werden, bleiben, nicht nur auf der «Grube» der frühen dreissiger Jahre, fast vollständig verborgen.

Wie hat man auf der «Grube» miteinander geredet? Wie wurde befohlen, angewiesen, belehrt, gebetet, gefördert, bestraft? Wie ging es im Esssaal zu? Wie in den Schlafsälen? Tagsüber? Nachts? Wie prägten die Zwänge der Institution den Umgang jener, die sie bewohnen wollten, mit jenen, die sie bewohnen mussten? Machtverhältnisse, Gewalt, Zwang, Missbrauch? Zwischen den Zöglingen? Zwischen den Zöglingen und dem Personal? Ab und zu findet sich in einem Jahresbericht ein Schlaglicht, das zeigt, wie viel neben ihm im Dunkeln bleibt. Etwa ein Hinweis auf die Denunziation und die Stigmatisierung von Bettnässern: «Beim Ofen stehen drei tapfere Eidgenossen Parade, sie haben das Bett genetzt und müssen zur Strafe dort ihr Frühstück einnehmen.»⁸⁶ Oder Hinweise auf körperliche Strafen: «Nun kommt die Rute, und zwar «vaterländisch», an die Reihe»,⁸⁷ respektive: «Die Rute der Zucht werden wir uns nicht nehmen lassen.»⁸⁸ Sicher wird tabuisiert (etwa bei sexuellem Missbrauch), beschönigt (etwa bei körperlichen Strafen) und verschwiegen (etwa bei Misserfolgen: beim Abschieben von Zöglingen in andere Institutionen). Aber wer unter knappen finanziellen Bedingungen eine Anstalt zu betreiben hat, hat ohne theoretische Reflexion und skrupulöse Rechenschaftsberichte genug zu tun und tröstet sich, mit seiner Arbeit – ora et labora! – immerhin einem gottgefälligen Werk zu dienen.

Am 25. Februar 1934, abends um viertel nach zehn, brennt es auf

der «Grube»: Ein Nebengebäude «mit den Strohvorräten, Hühnerhaus, Bohnenstangen, Wagenschopf, Gerätschaften, Holz» geht in Flammen auf: «Der Hausvater kam eben von einem Münstervortrag nach Hause. Der ehemal. Zögling A. B., in der Nähe wohnend, schlich noch herum. Er sah niedergeschlagen aus. Herr Bürgi schickte ihn nach Hause und machte noch die Abendkontrolle. Wie er sich anschickte zur Ruhe zu gehen, sieht er durchs Fenster den Flammenschein.» Unter dem Titel «Der Brandstifter» vermerkt das Protokollbuch: «A. B. befindet sich in der Irrenanstalt Münsingen. Er wurde verhört; aber der Untersuchungsrichter brachte nichts heraus. Es ist ihm schrecklich leid. Man hätte ihm die Tat nie zugeutraut. Am gleichen Nachmittag war er noch in der Predigt in Bümpliz.»⁸⁹ Die Berichterstattung in den erhaltenen Quellen verfolgt immer die gleiche Strategie: Die Institution hat immer recht, und wenn etwas schief läuft, dann liegt im Einzelfall ein böswilliges, fahrlässiges oder tragisches Versagen vor.

Immerhin gibt Johann Bürgi in jenen Jahren jeweils seinen Konfirmanden ein Gesicht, indem er sie zuhänden des Grubenkomitees in Kurzporträts vorstellt. Aus den elf Skizzen des Jahres 1936 ergibt sich zum Beispiel: Konfirmiert werden in diesem Jahr Jugendliche mit den Jahrgängen 1919 (4) und 1920 (7); zehn kommen aus dem Kanton Bern, einer aus dem Aargau; schwierige Schicksale haben sie alle: Sie sind unehelich, verstossen, behindert, verwahrlost, verdingt, einer kommt aus völlig verarm-

tem Haus, die Eltern eines anderen hausieren im Rüscheegg, ein dritter ist Italiener ohne Vater und die Mutter lebt in Mailand. Letzterer ist schulisch weitaus der begabteste und will Pilot werden, andere denken an ein Handwerk oder einen Büroberuf; was möglich sein wird, ist ungewiss, während der Krise herrscht sogar bei der Post «grosser Andrang» von «Sekundarschülern und Gymnasianern».⁹⁰

1935 veröffentlicht Johann Bürgi einen Spendenaufruf mit dem Hinweis, dass auf der «Grube» «Pflegegelder, der Ertrag aus der Landwirtschaft und freiwillige Beiträge die Haupteinnahmen» bildeten: «Lieber Freund, willst Du nicht auch Dein Scherflein geben?»⁹¹ Aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg, 1946, verändert sich die Finanzierungsstruktur der Institution nachhaltig: «Wir dürfen unseren Gönnern und Freunden mitteilen, dass auch unsere «Grube» nun für bestimmte Zwecke eine Unterstützung durch den Kanton erhält.»⁹² Statt wie bisher die minimalen Beiträge «für Anormale» aus dem Alkoholzehntel⁹³ von 1184 Franken erhält die «Grube» nun eine Subvention von über 30'000 Franken, die jährlich ein wenig angehoben wird.

Das Jahr 1946 bildet in der Geschichte der Institution eine Zäsur. 121 Jahre lang hat man sich bemüht, die Anstalt mit der Unterstützung von Privaten durchzubringen. Man hat sich mit wenig begnügt und so die Werte der eigenen christlich-pietistischen Subkultur gefördert und verteidigt. Seit 1946 arbeitet man auf der «Grube» nun mit beträchtlichen öffent-



Feldarbeit im Winter 1939/40, Knabenerziehungsheim Oberbipp.

lichen Geldern und demnach vermehrt unter der Aufsicht des Kantons Bern.

1947 verbringt Ruth Flühmann, angehende Sozialarbeiterin aus Zürich, ein halbjähriges Praktikum auf der «Grube» und schreibt darüber ihre Diplomarbeit. In der Einleitung dankt sie den Hauseltern Bürgi-Widmer, die «keine Mühe scheuten, mir mit ihren Erfahrungen und mit Rat und Tat beizu-

stehen». Obschon Flühmann demnach wohl nicht geschrieben haben wird, was den Hauseltern missfallen hätte, ist ihr Text eine wertvolle Quelle, weil jemand aus eigener Anschauung aus dem Innern der Institution berichtet. Sie gibt konkrete Hinweise auf Bausubstanz, Umschwung und Mitarbeiterstab, auf den genauen Tagesablauf der Zöglinge, die Arbeiten



Anstaltsleben im Knaben-
erziehungsheim Oberbipp,
1940.



in Haus und Feld, den Schulbetrieb, die Freizeit und die Festkultur, die das Jahr strukturiert.

Trotz der staatlichen Subvention, ohne die «das Heim nicht weiter bestehen» könne,⁹⁴ leide die Institution, so Flühmann, unter einem «Mangel an Erziehungspersonal»⁹⁵: «Die Angestellten haben oft auch zu wenig Autorität und müssen einen grossen Teil der Arbeit selbst erledigen, weil der Inhaber des Ämtchens irgendwie verschwunden ist. Die religiöse Verpflichtung vermag den Hausangestellten die Geduld zu geben, bei diesem Versagen immer wieder auszuhalten.»⁹⁶ Sozialpädagogische Qualität wird durch Finanzknappheit verunmöglicht und durch Gottvertrauen kompensiert: «[Die] beschränkten Mittel erlauben nicht [...], um ganze Beobachtungsbogen zusammenzustellen und für jeden Zögling einen eigenen Erziehungsplan auszuarbeiten. Darauf wird vom Hausvater bewusst verzichtet: Er beschränkt sich darauf, die wesentlichsten Züge seiner Buben festzuhalten, um später auf Anfragen hin Auskunft zu geben. Dafür stehen die Knaben nicht unter dem Druck eines «Dossiers».»

Flühmanns Hinweise zum «Gruben»-Alltag sind um so wertvoller, als die Jahresberichte unterdessen in völliger Unkenntnis des institutionellen Alltags verfasst werden. Der Präsident des «Fürsorgekomitees» (wie das «Grubenkomitee» jetzt heisst), der Seminarlehrer Rudolf Hunziker-Scheidegger, nutzt die Jahresberichte bis zu seinem Tod 1962⁹⁷, um selbstgefällige Aufsätzchen zu veröffentlichen, etwa

über «Anstaltsmüdigkeit» (des Personals nota bene, nicht der Klientel),⁹⁸ über die «Anstaltsschule» (und deren mangelndes Prestige für die Lehrer, nicht für die Schüler)⁹⁹ oder über die «Grube» als «christliches Erziehungsheim» (das nötig sei, weil «viele junge Menschen heute praktisch völlig religionslos aufwachsen» würden).¹⁰⁰

Daneben kämpft Bürgi in jenen Jahren, freilich innerhalb der Blackbox, mit wirklichen Problemen: Die «Lehrernot» führt 1954 zur Anstellung eines Oberschullehrers, dessen Leistungen «derart schwach» gewesen seien, dass er entlassen werden musste. In grosser Personalnot stellt Bürgi, vermittelt von der evangelischen Flüchtlingshilfe in Berlin, eine ostdeutsche Lehrerin an, die bald wieder geht, um das westdeutsche Lehrerinnenpatent zu erwerben. Bürgi sucht wieder in Berlin nach Ersatz. Unterdessen droht unter den Knaben «die reinste Anarchie» auszubrechen: «Nach und nach verschwanden mehrere Hühner aus dem Hühnerstall, die im nahen Wald gebraten und verspiesen wurden.» Zwei Jugendliche werden überführt, brennen durch, werden zurückgebracht, reissen erneut aus, diesmal zu dritt und mit gestohlenen Fahrrädern, zwei werden gefasst und kommen zurück; der dritte wird etwas später erwischt und als «Rädelführer» in eine andere Anstalt versorgt. Aber jetzt nehmen «beim geringsten Anlass [...] noch andere Reissaus».¹⁰¹ Für ihre Diplomarbeit hat sich Ruth Flühmann von Bürgi wenige Jahre zuvor erklären lassen, «dass man [hier] ein sog. Durchbrennen nicht kennt».¹⁰²



Schulbetrieb «Auf der Grube» 1954: Unterrichtet wird in einer Unter-, und einer Oberstufenklasse.



Paul und Lotti
Bürgi-Gutknecht,
Hauseltern zwischen
1966 und 2000:
«Wir sind der Meinung,
dass antiautoritär
keine gute Erziehung
möglich ist.»

Von Johann Bürgi zu Paul Bürgi: Geschichte wird Zeitgeschichte, und die Quellen werden lückenhaft.

1966 tritt Paul Bürgi zusammen mit Lotti Bürgi-Gutknecht das Erbe seines Vaters an.¹⁰³ Ab hier geht Geschichte in Zeitgeschichte über, ab hier gibt es auch mündliche Quellen, ab hier gilt es, Persönlichkeitsrechte lebender Personen zu berücksichtigen – und ab hier verändert sich die schriftliche Quellenlage in doppelter Weise:

► Bis 1975 verfasst der unterdessen in Zollikofen lebende Johann Bürgi unter dem Kürzel «J. B.» für seinen Sohn die «Gruben»-Jahresberichte,

routiniert und minimalistisch. Ab 1975 wird der Jahresbericht dann zum grossformatigen, reich illustrierten PR-Instrument mit Hochglanzumschlag umfunktioniert. Von nun an wird die Institution offensiv als Blackbox-Maschine vermarktet, von der nur das glänzende Chassis gezeigt zu werden braucht, um zu beweisen, dass der Motor, gerade weil und wenn er unsichtbar bleibt, saubere Produkte liefert.

► Die informativere Quelle sind zu allen Zeiten die Protokollbände der strategischen Leitung – die seit 1966 der neuen Rechtsform entsprechend «Stiftungsrat» heisst. Diese Bände liegen im Staatsarchiv und sind sauber in Leder gebunden. Der neuste Band umfasst die Protokolle aus den Jahren 1999/2000. Allerdings fehlen in der Zeit von 1950 bis 2000 die Jahrgänge 1954 bis 1980, 1983 bis 1988, 1992 bis 1993 und 1995 bis 1998.¹⁰⁴

Die «Grube» verpasst den Anschluss: Die Heim- kampagne und wie Paul Bürgi darauf reagiert.

Als Johann Bürgi 1924 die «Grube» übernimmt, wird er kurz darauf mit Looslis «Anstaltsleben» konfrontiert. Paul Bürgi übernimmt die «Grube» kurz vor der Umbruchszeit von 1968. Im Umfeld der westdeutschen «Ausserparlamentarischen Opposition» entsteht damals unter dem Namen «Heimkampagne» eine Bewegung, die Anstalten und Heime als «totale Institutionen» kritisiert, in denen die Lebensäusserungen der Insassen durch systematische Demütigungs- und Zurichtungsrituale normiert und kontrolliert werden.¹⁰⁵ Die «Heimkampagne» greift auf die Schweiz über, als 1970 die Zeitschrift «Sie+Er» über sadistische Strafregimes und menschenunwürdige Lebensbedingungen in Schweizer Heimen berichtet.¹⁰⁶

Anfang Dezember 1970 führt das Gottlieb-Duttweiler-Institut in Rüschlikon eine Tagung zum Thema «Erziehungsanstalten unter Beschuss» durch. 450 Personen verabschieden eine Resolution, die mit den Worten beginnt: «Erziehungsanstalten [sind] Spiegel gesellschaftlicher Problematik. Es besteht die Gefahr, dass Erzieher und Institutionen zu Trägern überholter Systeme werden. Diese Tendenzen

müssen daher reflektiert, kritisiert und bekämpft werden.»¹⁰⁷ Am 24. September 1971 gelingt einer Gruppe von siebzehn Jugendlichen eine Massenflucht aus der Erziehungsanstalt Uitikon (ZH). Unterstützt wird diese Aktion von der Gruppe «Heimkampagne Zürich», die die «Demokratisierung der Heime», die «Öffentlichkeit der Heime» und die «Möglichkeit des gemischtgeschlechtlichen Zusammenlebens» sowie als Alternativen zu den Heimen «Jugendselfhilfeorganisationen», «Autonome Jugendhotels» und «autonome Jugendkollektive» fordert.¹⁰⁸

Auf der «Grube» bleibt es still. 1971 lässt Paul Bürgi seinen Vater J. B. im Jahresbericht schreiben: «Die heutige Jugend, die sich zum Teil gegen jede Autorität auflehnt, lehnt demnach jede ernstgemeinte Erziehung ab. Arme Generation, die einmal von solchen Elementen regiert wird! Wir sind der Meinung, dass antiautoritär keine gute Erziehung möglich ist.»¹⁰⁹ Als die «Grube» 1975 das 150-jährige Jubiläum feiert, ist man stolz, als Ehrengäste die Bundesräte Kurt Furgler, Rudolf Gnägi und Hans Hürlimann empfangen zu dürfen.¹¹⁰ Der konservative Politiker Gnägi auf der «Grube», das hat Symbolcharakter: Von jetzt an steht hier die Zeit still. Reformimpulse wie die Humanisierung der Pädagogik, die Öffnung der Institution, die Verstärkung der Familienarbeit oder die Koedukation lehnt Paul Bürgi ab. Auf der «Grube» wird autoritär geführt, hier herrscht Disziplin, und es gilt das Leistungsprinzip auf allen Gebieten: Auf der «Grube» gibt es ein Blasmusikorchester, ein Schwimmbad



Die Anstalt als Ferienlager: Das «Knabenheim «Auf der Grube» übernimmt von der neuen Zeit die «Public Relations», nicht aber die Reformen (rechts oben: Paul Bürgi mit Bundesrat Rudolf Gnägi und seiner Frau anlässlich des 150-Jahr-Fests 1975).



und einen Reitplatz; als Schachspieler sind die «Grubenbuben» gefürchtet. Dazu ist man demonstrativ kulturbeflissen: Am jährlichen «Gruben»-Ball tritt regelmässig die Wolverines-Jazzband auf, und für Berns Bürgerschaft ist es eine gefreute Sache, wenn Bürgis aus Niederwangen mit ihren sonntäglich gekleideten Buben das Casino oder das Stadttheater besuchen.

Dass Paul Bürgi als tüchtiger Verbandspolitiker auch in den Vorständen des kantonalen und des nationalen Heimverbands aktiv ist, macht die «Grube» vollends zum Vorzeigehem. Unterdessen hat ein jahrzehntelanges Wohnheitsrecht die «Grube» zu einer sehr privaten Institution der Familie Bürgi gemacht. Als gelegentliche Gäste der blitzblanken «Gruben»-Welt lassen sich aber alle Zuständigen gerne davon überzeugen, dass im «Bürgi»-Staat im Staat alles in bester Ordnung ist – der Stiftungsrat als Aufsichtsbehörde genauso wie die Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern (GEF), der die Oberaufsicht obliegt. Zudem geht der «Grube» der Ruf voraus, streng und billig zu sein, weshalb sie von den «Zuweisern» – Amtsvormundschaften, Erziehungsberatungsstellen und Fürsorgeämter – geschätzt wird.

Dann dies: Ende 1990 hebt das Bundesamt für Justiz (BJ) die Anerkennung der «Grube» als beitragsberechtigte Erziehungseinrichtung auf. Was war geschehen? Das «Knabenheim Auf der Grube» war vom BJ 1968 als Erziehungseinrichtung anerkannt worden und hatte seither Unterstützungszahlungen in Form von

Bausubventionen und Betriebsbeiträgen erhalten. Am 1. Januar 1987 ist dann das neue «Bundesgesetz über die Leistungen für den Straf- und Massnahmenvollzug» (LSMG) in Kraft getreten. Daraufhin werden sämtliche 165 nach altem Recht anerkannte Institutionen überprüft, und einigen wenigen, darunter dem «Knabenheim Auf der Grube», wird auf 31. Dezember 1990 die Anerkennung nach neuem Recht nicht mehr zugesprochen. Gegen diesen Entscheid reicht der «Gruben»-Stiftungsrat beim Bundesgericht eine Verwaltungsgerichtsbeschwerde ein. Zwar wird die Subvention für 1991 – 116'933 Franken – noch ausbezahlt. Aber es ist die letzte: Mit Urteil vom 20. Dezember 1991 wird die Beschwerde der «Grube» abgelehnt: Das BJ habe, so das Urteil, bei seiner Überprüfung festgestellt, dass im Heim «Auf der Grube» statt der geforderten zwei Drittel des Heimpersonals nur gerade 10,53 Prozent über eine sozialpädagogische oder -therapeutische Ausbildung verfügen. Zudem stelle die Institution den einzelnen Wohngruppen nicht die geforderten 300 bis 400 Personalstellenprozente zur Verfügung: «Das Knabenheim erfüllt somit die in Gesetz und Verordnung vorgesehenen Anforderungen des Heimpersonals in qualitativer und quantitativer Hinsicht klarerweise nicht.» Das Bundesgericht lehnt deshalb die Beschwerde ab, ohne zusätzlich in Betracht zu ziehen, dass das BJ bei seiner Überprüfung auch das Fehlen eines aussagekräftigen Betriebskonzepts festgestellt hat.¹¹¹

«Gruben»-Lied
zum 150-Jahr-
Jubiläum der «Grube»:
Wer hier wohne,
sei «recht deheim»,
lernen die Buben
singen. Einige singen:
«Wär hie wohnt,
isch nid deheim.»

Das «Gruben»-Lied

von Lehrer Hans Meyer aus Anlaß des Jubiläums gedichtet und komponiert

1. Chunsch vo Bärn – hesch Stadtluft gnue –
z'fahren oder uf de Schueh:
Uf der Gruebe wohlets eim.
Wär hie wohnt isch rächt deheim!
2. Buebe hets hie jung u früsch
grad drü Dotze göh zum Tisch;
Buebe wone Heimat wei:
Uf der Gruebe-n-jetze hei!
3. Chum i d'Stube! Lue wie nätt
alles hie me zwäggmacht het!
Farbe lüüchte, d'Fänschter häll.
Bisch deheime-n-uf der Stell!
4. Matte, Blueme, Tier u Böim
gäh de Buebe gueti Tröim.
Glägnersch Plätzli fingsch de chuum,
ärdeschön isch's zringsetum!
5. Früeh am Tag schynt d'Sunne scho
uf der Gruebe-n-oben o.
A der Wermi blinzlet d'Chatz;
d'Sunne het hie dürhar Platz!
6. Heimelig isch's überall,
dinn u duß un o im Stall.
Jedes het es fründlechs Wort:
D'Gruebe-n-isch e schöne Ort!



Seltene Alltagsbilder vom «Knabenheim <Auf der Grube>»: Beim Äpfel zusammenslesen, im Heuet, bei der Tierpflege.



Nach dem Misserfolg seines Stiftungsrats sucht Bürgi weder zusätzliches Personal, noch schickt er seine Angestellten in Weiterbildungen. Fast scheint es, dass die Argumente, die der Stiftungsrat am Bundesgericht erfolglos geltend gemacht hat, von Bürgi selber stammen. Man führe die Institution eben «nach konservativen Grundsätzen». «Deshalb sei», referiert das Bundesgerichtsurteil die Argumentation, «für die Auswahl der Erzieher weniger der Berufsabschluss massgeblich als ihre Bereitschaft, den Jugendlichen Schulung, Förderung und Geborgenheit zu vermitteln. Dieses Erziehungskonzept habe sich bewährt, und es sei unsinnig, es infolge der neuen Subventionierungsordnung zu ändern.»¹¹² Folgerichtig arbeitet Bürgi auf der «Grube» mit zu wenig und zu schlecht qualifiziertem Personal weiter und setzt statt auf die BJ-Subventionen nun auf Fundraising. 1993 vermeldet er im Jahresbericht mit 145'852.20 Franken einen neuen Spendenrekord. Dieser Betrag wird in den folgenden Jahren nur einmal unterboten, 1997 fliessen der «Grube» 494'839 Franken zu.¹¹³ Das Fundraising-Geld bringt Bürgi in zwei Fonds ein – einen für Bauliches und einen für Sonstiges. Ein Fondsreglement für die Verwendung dieser Gelder wird, auf Initiative der Revisoren, erst in den späten neunziger Jahren in Kraft gesetzt.

Bis zu seiner Pensionierung vermag Paul Bürgi seinen Führungsstil durchzuhalten. Allerdings scheint er in seinem letzten Amtsjahr, 2000, trotzdem bitter geworden zu sein.

Dem Stiftungsrat klagt er: «Noch nie wurden wir in einem solchen Masse mit Gewalt, Aggression und Sachbeschädigungen konfrontiert. Die Fachleute sind sich alle darin einig, den Anfängen der Auswüchse sei zu wehren und entschieden entgegenzutreten, aber wenn wir dies tun, dann stehen wir in den meisten Fällen relativ einsam und allein im Gefecht. So wird unsere Arbeit an der Front stets mühsamer und oft scheint uns, der Boden für unsere engagierte Arbeit werde uns immer mehr unter den Füissen weggezogen.»¹¹⁴ Im Jahresbericht 2000, den Bürgi selber verfasst, berichtet er dann wieder in anderem Ton, wie er und seine Frau am 20. September des Jahres «im Kreis der erweiterten Grubenfamilie und nahen Freunden» als Heimleiterpaar verabschiedet worden seien: «Stiftungsrat, Mitarbeiter und alle Grubenbuben haben auf rührende Weise und mit viel Herzblut die Feier mit den vielen Überraschungen vorbereitet.»¹¹⁵ Zum Abgang des Heimleiterpaars Bürgi gehört zudem eine grosszügige Pensionskasseneinlage und ein Abschiedsgeschenk in Form einer längeren Mexikoreise.¹¹⁶

Die Ära Hofer-Hagmann: Zum zweiten Mal brennt es auf der «Grube».

Auf 1. Oktober 2000 übernehmen Hans-Peter und Renate Hofer-Hagmann die Leitung des Heims «Auf der Grube». Noch einmal versucht der Stiftungsrat, das Heimelternkonzept aus dem frühen 19. Jahrhundert weiterzuführen. Angestellt wird das Paar, ohne die GEF zu konsultieren, obschon jene den Entscheid «über die Zulassung der vorgeschlagenen Nachfolger» zu fällen gehabt hätte (Heimverordnung, Art. 22/3). Angestellt wird das Paar, obschon sozialpädagogische Qualifikationen fehlen: Renate Hofer-Hagmann ist Lehrerin mit Kleinklassen-Erfahrung, ihr Mann Primarschulleiter in Schliern.

Bei der GEF ist man unterdessen allerdings bereit, die Qualitätsstandards des Bundesamts für Justiz zu übernehmen und durchzusetzen. In seinem ersten Jahresbericht schreibt Hofer: «Bereits wenige Monate nach unserem Amtsantritt haben sowohl die kantonalen als auch die eidgenössischen Subventionsbehörden ihre Forderungen unmissverständlich angemeldet. Verlangt wird u.a. eine erhebliche Aufstockung des Personalbestandes auf den Wohngruppen und eine Mindestquote von 2/3 an diplomiertem Personal in den Bereichen Schule und Erziehung.»¹¹⁷

Am 4. August 2002 – Heimleitung und Schüler sind in einem Ferien-

lager – bricht auf der «Grube» wieder Feuer aus. Das Sitzungszimmer und die Passerelle zur Turnhalle werden vollständig zerstört, das Treppenhaus des Haupttrakts und der Eingangskorridor werden «stark in Mitleidenschaft genommen». Der Sachschaden beläuft sich auf «mehrere hunderttausend Franken».¹¹⁸

Am nächsten Tag trifft auf Zeitungs- und Lokalradioredaktionen ein Bekenner schreiben ein. «Ein Bubenfreund» bezichtigt darin die Heimleitung und das Betreuungspersonal, Zöglinge sexuell zu missbrauchen und zu misshandeln. Er fordert die Schliessung der «Grube» und droht andernfalls mit weiteren Brandstiftungen.¹¹⁹ Nachdem die GEF öffentlich dazu aufgefordert hat, allfällige Beschwerden gegen die «Grube» bekannt zu machen, melden sich mehr als ein Dutzend ehemalige Zöglinge und Angestellte. In dieser Situation beauftragt Regierungsrat Samuel Bhend als GEF-Vorsteher den alt Obergerichtspräsidenten Ueli Hofer mit der Durchführung einer «Amtlichen Untersuchung». Zöglinge und Angestellte sowie die Heimleiterpaare Bürgi-Gutknecht und Hofer-Hagmann, dazu Vertreter des Stiftungsrats und der Kantonsverwaltung werden von Hofer als Zeugen befragt. Die «Amtliche Untersuchung» trägt das Datum vom 6. Februar 2003. Anfang März hat Regierungsrat Bhend die wichtigsten Ergebnisse der Öffentlichkeit vorgestellt.¹²⁰

Die Untersuchung entlastet das Heimleiterpaar Hofer-Hagmann vollständig. Sie erwähnt eine einzige



Feuer machen als
Freizeitvergnügen:
Fotografiert
und geprügelt wird
«Auf der Grube»
nie gleichzeitig.

Zeugenaussage zu sexuellen Übergriffen des Lehrpersonals, die sich jedoch auf den Zeitraum von 1969 bis 1978 bezieht. Die zahlreichen Aussagen zu Körperstrafen beziehen sich ausschliesslich auf die Ära Paul Bürgi. «15 Zeugen erheben den Vorwurf, dass auf der Grube körperlich bestraft worden sei, wobei die Hauptvorwürfe Herrn Bürgi, Herrn X. und das landwirtschaftliche Personal betreffen.»¹²¹ Der erwähnte Herr X. ist ein Lehrer, der als Sadist geschildert wird und auf der «Grube» zwischen 1972 und 1997 sein Amt ausübt, obschon sein «repressiver Schul- und Erziehungsstil» im Stiftungsrat Jahre vor seinem Abgang Thema ist.¹²² Alt Gerichtspräsident Hofer weiter: Es gebe Zeugenaussagen, wonach «Körperstrafen eigentlich von fast allen Angestellten angewendet worden» seien: «Es sollen auch Gegenstände wie Stöcke, Teppichklopfer, Seile, Lineale etc. ver-

wendet worden sein. Es wird nicht von Handausrutschen nach Provokationen, sondern von Gewaltanwendung, von Körperstrafen gesprochen. [...] Wegen dieser Körperstrafen und des grossen psychischen Drucks wird das Klima im Heim allgemein als angst-einflössend bezeichnet.»¹²³

Ueli Affolter – heute Geschäftsführer von Socialbern, dem Verband sozialer Institutionen im Kanton Bern – hat bis 1989 zwölf Jahre lang als Sozialpädagoge in einem mit der «Grube» vergleichbaren Heim in der Region Bern gearbeitet. Ende der siebziger Jahre habe üblicherweise ein Heimelternpaar die Leitung wahrgenommen. Bis in die frühen siebziger Jahre hinein, davon geht Affolter aus, sei die Prügelstrafe als pädagogisches Mittel üblich gewesen.¹²⁴ «Nicht selten aus Überforderung» seien Kinder in heiklen Situationen «gekläpft» worden. Geprägt von den



Aus den Fotoalben des «Gruben»-Archivs: Eine heile Welt mit einer Kehrseite, der der Kanton Bern 2003 seine «Amtliche Untersuchung» gewidmet hat.



Reformimpulsen der «Heimkampagne», habe seine Generation von Sozialpädagogen und -pädagoginnen einen Humanisierungsschub bewirken können. Die Prügelstrafe als pädagogisches Mittel sei danach schnell aus den Heimen verschwunden. Was man in der Heimszene damals über die «Grube» gewusst hat, fasst Affolter so zusammen: Paul Bürgis Regime habe als autoritär gegolten – auch gegenüber seinen Mitarbeitenden. Man habe gewusst, dass die Prügelstrafe weiterhin eingesetzt werde und der dortige Stiftungsrat wegschaue. Spätestens in den neunziger Jahren sei allgemein bekannt gewesen, dass im Heim «Auf der Grube» der Anschluss an die Reformentwicklungen vollständig verpasst worden sei.¹²⁵

Seinen «Amtlichen Bericht» fasst alt Obergerichtspräsident Hofer so zusammen: «Herr Bürgi ist als Heimleiter verantwortlich dafür, dass auf der Grube während Jahrzehnten von den meisten Angestellten körperlich bestraft worden ist. Dies erscheint umso gravierender, als er selbst auch Körperstrafen anwandte.» Dem Stiftungsrat wirft er vor, «in den Belangen des Kinderschutzes keine Aufsicht ausgeübt [zu haben], die diesen Namen verdienen würde». Für den Stiftungsrat sei statt des Wohls der Kinder der Ruf der «Grube» im Vordergrund gestanden.¹²⁶

Seinem Auftraggeber, der GEF, empfiehlt Hofer abschliessend, eine Idee des aktuellen Heimleiters aufzunehmen «und das Heim dabei zu unterstützen, bei ihnen [den ehemaligen Grubenschülern, fl.] etwas gut-

zumachen».¹²⁷ Zu dieser Empfehlung nimmt die GEF heute, neun Jahre später, wie folgt Stellung: «Der Kanton Bern hat nach dem amtlichen Bericht von U. Hofer der Institution Auflagen zum Betrieb erteilt. Weiter hat sich der Kanton Bern für die Erarbeitung eines zeitgemässen pädagogischen Betriebskonzepts inklusive entsprechender Personalbesetzung eingesetzt. Eine direkte Wiedergutmachung durch den Kanton bei den Grubenschülern im Sinne der Empfehlung fand nicht statt. Die Empfehlung ist nach Ansicht des Kantons an die Institution gerichtet gewesen. Es liegt nicht in der Aufgabe des Kantons, für die Versäumnisse der Institution Wiedergutmachung zu leisten.»¹²⁸

Nach der öffentlichen Präsentation des «Amtlichen Berichts» Hofer tritt Mitte März 2003 der Stiftungsrat in corpore zurück. Bei dieser Gelegenheit hält er öffentlich fest: «Den Vorwurf, der Stiftungsrat habe seine Aufgaben nicht wahrgenommen, weist er entschieden zurück.»¹²⁹

**Warum die
Heimeltern Hofer
scheitern:
Der Name «Grube»
verschwindet,
aber die
«Grube» bleibt
die «Grube».**

Am 28. Oktober 2003 steigen vom Areal der «Grube» bunte Ballone auf und verkünden in die Richtung, in die der Wind weht: Das «Knabenheim <Auf der Grube>» ist tot, es lebe das «Schulheim Ried». Nach dem Imageverlust im Zusammenhang mit den Resultaten des «Amtlichen Berichts» ist diese Namensänderung zweifellos eine vernünftige PR-Massnahme. Aber, so beteuert der Jahresbericht 2003, dieser neue Name sei «nicht bloss Äusserlichkeit», er rechtfertige sich «durch wichtige innere Veränderungen», die sich «am unerschütterlichen Glauben an die positiven Kräfte in den Kindern und Jugendlichen» orientierten.¹³⁰

Ballone als Aufbruchssignal also. Als eines allerdings, das im Kontrast steht zur beharrenden Kraft des Anstaltsbetriebs. Hinter den Mauern des Schulheim Rieds lebt die alte «Grube» weiter: Weiterhin wird hier eine kasernenartige Institution mit Grossküche betrieben; weiterhin leben die Buben in Mehrbettzimmern im Hauptgebäude und das Heimleiterpaar wie in guten alten Zeiten in der internen Heimelternwohnung. Und wie eh und je dirigiert

der Hausvater im grossen Esssaal seine Buben mit der Glocke in der Hand.

Der nachhaltige Reformimpuls kommt von einer anderen Seite: Der neu zusammengesetzte Stiftungsrat versteht sich nicht mehr als Kopfnicker-Gremium, sondern als eines, das die Institution strategisch leiten will. In diesem neuen Stiftungsrat weiss man, dass beim Hobeln Späne fliegen, und man ist sich bewusst, dass auf der «Grube» die Arbeit mit dem Hobel seit Jahrzehnten überfällig ist. Das «Gruben»-Bewusstsein der Ära Bürgi – dass den Staat links liegen lassen könne, wer Gott und Heimatland auf seiner Seite wisse – ist am Ende. Der neue Stiftungsrat in seiner Mehrheit teilt die Ansicht der endlich erwachten GEF, dass die Qualitäts- und Konzeptansprüche, die das Bundesamt für Justiz gefordert und das Bundesgericht Ende 1991 geschützt hat, endlich in die Praxis umzusetzen seien.

Die Imagekorrektur durch die Namensänderung, die das Heimleiterpaar Hofer-Hagmann im Herbst 2003 realisiert, wäre vom alten Stiftungsrat vermutlich als mutiger Reformschritt beklatscht worden. Der neue sieht aber das Problem nicht mehr beim angeschlagenen Image, sondern bei der versteinerten Institution. Bald schwelen Konflikte zwischen operativer und strategischer Leitung. An einem der vielen Probleme eskalieren sie: Aus Sicht der GEF sollte Hans-Peter Hofer zwingend und sofort die Heimleiterausbildung absolvieren. Der Stiftungsrat erwirkt mit einer Beschwerde gegen die entsprechende GEF-Verfügung zwar



Namenswechsel
statt Strukturwandel:
Ballone verkünden,
dass sich «Das Knaben-
heim <Auf der Grube>»
zum «Schulheim Ried»
umbenennt.

vorherst noch eine Verschiebung des Ausbildungsbeginns um ein Jahr und macht Hofer Angebote für die Finanzierung und für die Stellvertretung im Schulheim. Als Hofer auch im Jahr später den Ausbildungsstart als unmöglich bezeichnet, lehnt es der Stiftungsrat jedoch ab, bei der GEF ein Wiedererwägungsgesuch um nochmalige Verschiebung einzureichen, und beschliesst die Trennung vom Heimleiterpaar auf 30. September 2005.¹³¹ Man einigt sich auf eine Austrittsvereinbarung. Aber an seinem letzten Arbeitstag fehlt Hofer «der Sinn, heute Abend mit dem Stiftungsrat zu feiern», wie er in einer schriftlichen Erklärung zu den Akten gibt: Er und seine Frau hätten im Herbst 2000 statt des versprochenen «konsolidierten Betriebes» «eine Sanierungssituation» angetroffen: «Sanierer brauchen eine strategische Führung, welche ihr den Rücken stärkt. Hinter unserem Rücken ist zwar einiges gegangen, aber kaum etwas, das uns den Rücken gestärkt hat.»¹³² Zwischen Hofer und dem Stiftungsrat ist das Geschirr zerschlagen.

Im Rückblick hat das Scheitern des Heimleiterpaars Hofer-Hagmann mehrere Gründe: die Altlasten aufgrund der Reformblockade aus der Ära Bürgi; die Fessel des überholten Heimelternmodells, welches das Pathos erzieherischer Berufung vor Professionalität stellt; die fehlenden beruflichen Qualifikationen, die neben dem Rund-um-die-Uhr-Job nachgeholt werden sollen und deren fachliche und politische Bedeutung von den Heimeltern unterschätzt wurden; dazu der

Brandanschlag und seine kritische Diskussion in der Öffentlichkeit mit der anschliessenden Rufschädigung für die Institution und ihre aktuelle Leitung.

Unfair wäre, für dieses Scheitern nur die Heimeltern verantwortlich machen zu wollen. Versagt hat in erster Linie der alte Stiftungsrat (und dessen kantonale Oberaufsicht), der Bürgis selbstgerechten Anti-Etatismus auch nach dessen Abgang weitergeführt hat: Die Anstellung eines Heimleiterpaars ohne die nötigen Qualifikationen und an der GEF als formeller Entscheidungsinstanz vorbei, war gleichzeitig der Entscheid, die beiden neu Angestellten zu verheizen. In seinem Abschiedsstatement hat Hofer die Aussage eines Heimleiterkollegen kolportiert, der gesagt habe: «Euch beide hat man als Brennholz benützt.» Das hat zweifellos etwas für sich.

Kein Stein bleibt auf dem anderen: Von der traditionsreichen Institution zur lernenden Organisation.

Das Ehepaar Hofer-Hagmann verlässt die «Grube» auf Ende Juni 2005. Im Sommer hält der stellvertretende Heimleiter, Martin Frey, von Beruf Architekt und nebenbei auch für die Finanzen des Schulheims zuständig, den Betrieb aufrecht. Der Stiftungsrat zieht derweil für die Evaluierung des neuen Heimleitewrs eine externe Personalberatung bei. Gewählt wird schliesslich Bernhard Kuonen, der zuvor mit dem Kinderheim Uri und dem Zentralgefängnis Grosshof Luzern schon andere Institutionen tiefgreifend erneuert hat. Zweifellos ein ausgewiesener Profi, der keine Ambition hat, sich mit der Glocke in der Hand als «Vater» ansprechen zu lassen. Er übernimmt das «Schulheim Ried» auf 1. Oktober 2005 und trifft auf einen Stiftungsrat, der den Anspruch hat, die versteinerten Strukturen der alten «Grube» zu überwinden, indem er das «Schulheim Ried» jetzt neu erfinden will.

Gleichzeitig erfindet sich auch der Stiftungsrat neu: Auf Ende 2005 tritt Max Suter zurück, der 2003 als eben gewählter Präsident des alten Stiftungsrats als Einziger weitergemacht hat, um die Kontinuität zu garan-

tieren. Auf 1. Januar 2006 wird die Regierungsstatthalterin des Amts Bern, Regula Mader, Suters Nachfolgerin.¹³³ Sie baut das Gremium nach den Gesichtspunkten Rotation, Ressortisierung und Professionalisierung um. Von nun an soll jedes Jahr ein Stiftungsratsmitglied zurücktreten und durch ein neues ersetzt werden. Der Stiftungsrat wird gegliedert in die Ressorts Leitung, Finanzen, Bau und Infrastruktur, PR/Kommunikation, Unternehmerisches und Personal sowie Sozial- und Heilpädagogik. Für jede Ressortleitung gibt es ein Anforderungsprofil und ein Pflichtenheft. Tritt jemand zurück, wird gezielt eine professionell profilierte Nachfolge für das verwaiste Ressort gesucht. Seither habe sie sicher sein können, sagt Mader, dass jedem Ressort ein Profi vorstehe, der seine Verantwortung wahrnehme – unter anderem mittels regelmässiger Ressortgespräche mit dem Heimleiter.

Nach seinem Amtsantritt gibt Bernhard Kuonen dem Sozialwissenschaftler Daniel Oberholzer den Auftrag, für das «Schulheim Ried» eine Standortbestimmung vorzunehmen. Oberholzer diagnostiziert «eine offene, dynamische Zwischensituation [...] im Wandel von einer klassischen Institution der Kinder- und Jugendhilfe zu einer modernen sozialen Dienstleistungsorganisation». Zwar gebe es Vorstellungen, die die Zukunft des Schulheims betreffen, aber die seien noch dermassen unbestimmt, dass nach wie vor auch eine Rückkehr zu einer «patriarchalischen Führung» möglich sei, «die situativ (also an die eigene Person gebunden) und unein-



Das Areal «Auf der Grube»: Gut erhaltene Bausubstanz mit vorbildlich gepflegtem Umschwung.

geschränkt entscheidet, was gilt und was nicht und was zu leisten ist und was nicht». Die Organisation «Schulhaus Ried» stehe deshalb vor einer Entscheidungssituation: «Sie hat zu entscheiden, zu welchem System sie übergehen oder zurückkehren will.»¹³⁴

Im Anschluss an diese Standortbestimmung werden 2007 zwei wegweisende Papiere verfasst:

► Ein «Rahmenkonzept» definiert das «Schulheim Ried» von der Trägerschaft über Auftrag, Zielsetzung, Angebote bis zu den Finanzen, dem Personal und dessen Beschwerdeinstanzen. Zudem findet sich hier eine Liste von «Merk- und Leitsätzen», die den Rahmen bilden sollen «für die zukünftige konzeptionelle Weiterentwicklung der Institution». Unter dem Stichwort «Kompetenzorientiert»

steht hier zum Beispiel ein Satz, der für eine radikal veränderte pädagogische Strategie steht: «Agogische Arbeit ist Empowerment und wird als Entwicklungsbegleitung verstanden.»¹³⁵

► Im «Strategiepapier 2007–2013» wird die Weiterentwicklung der Institution anhand von vier Szenarien diskutiert, bewertet und verglichen. Aufgrund des Ergebnisses werden jene beiden weiterverfolgt, die die weitestgehenden Veränderungen vorsehen, und zwar in drei Schritten: «Phase I: Professionalisierung und Qualifizierung», «Phase II: Kompetenzen erweitern und Dezentralisierung», «Phase III: Kooperationen».¹³⁶

Obschon, so Mader, der neue Heimleiter in seinen ersten drei Amtsjahren mit Unterstützung des Stiftungsrats vor allem Altlasten abge-

tragen habe, verfolgen operative und strategische Leitung der Institution mit bemerkenswerter Konsequenz die beschlossenen Vorgaben des «Strategiepapiers 2007–2013».

Das Personal, das der neue Heimleiter 2006 übernimmt, hat zur Hälfte keine sozialpädagogische Ausbildung. Zudem sind im Schulheim nach wie vor Leute beschäftigt, die im 2003 eingestellten Landwirtschaftsbereich mitgearbeitet haben. Kuonen setzt Professionalisierung und Qualifizierung möglichst sozialverträglich durch und stellt als seinen Stellvertreter den sozialpädagogischen Fachberater und Case-Manager Walter Hofmann an. Sechs Jahre später bildet das «Schulheim Ried» im Bereich der Qualifikation des Personals keinen Sonderfall mehr.

Gleichzeitig geraten jetzt die unveränderlich scheinenden Raumverhältnisse auf dem alten «Gruben»-Areal in Bewegung: Die Heimleiterwohnung und das Personalhaus werden aufgehoben und zu Raum für Wohngruppen umfunktioniert. Die «Buben» – Kinder und Jugendliche zwischen 7 und 18 Jahren – erhalten neu je ein Einzelzimmer. Die zentrale Küche wird aufgehoben, gekocht wird von nun an auf den Wohngruppen. Schritt für Schritt wird die kasernenartige institutionelle Struktur der ehemaligen «Grube» aufgelöst in der Überzeugung, dass vor allem anderen normalisierte Lebensbedingungen das Verhalten von Menschen normalisieren. Und ebenso wichtig wie Verhaltensänderungen durch pädagogische Eingriffe sind Verhältnisänderungen,

die jungen Menschen die Möglichkeit geben, mit ihrer Situation selber besser umgehen zu können.

Der Strategieentscheid des Stiftungsrats umfasst auch die Dezentralisierung der Heimstruktur und damit den Entscheid, das Areal «Auf der Grube» zu verkaufen. Ausschlaggebend dafür ist die Einsicht, dass – bei wenig Entwicklungsmöglichkeiten – für die nötigen Sanierungsarbeiten an den Liegenschaften Kosten von 6 bis 7 Millionen Franken anstehen, die dann für das Kerngeschäft fehlen würden. Folgerichtig wird die «Grube» auf 1. September 2011 abgestossen: Käuferin ist die Stiftung «Landguet Ried», die das Areal zu einem Kurs- und Begegnungszentrum mit buddhistischem Hintergrund umgestalten will.

Das Schulheim bezieht auf Frühling 2012 mit einem Fünfjahresmietvertrag ein ehemaliges Bürogebäude an der Freiburgstrasse in Niederwangen und richtet dort den Schulbetrieb und die Administration ein. Die Wohngruppen beziehen zwei gekaufte und zwei gemietete Liegenschaften in Bümpliz, Bern und Gümligen. Zum ersten Mal seit 187 Jahren haben «Grubenbuben» einen normalen Schulweg.

Regula Mader sagt, sie habe bei Stiftungsratssitzungen in den Anstaltsmauern der alten «Grube» mehr als einmal gedacht, man könne hier reden und planen, was man wolle, die Geschichte der Anstalt bringe man nicht aus diesen alten Mauern heraus. Darum sei es gut, dass man die Dezentralisierung der Heimstruktur und die Überführung des Schulheims von einer statischen, traditionsreichen Institution in

eine dynamische, lernende Organisation mit dem Verkauf des «Gruben»-Areals auch symbolisch habe besiegeln können.

Unterdessen ist die im «Strategiepapier» vorgesehene Phase 3, «Kooperationen», weit fortgeschritten: Auf 1. Januar 2013 fusioniert die Stiftung «Schulheim Ried» mit der Stiftung «Familien-Support Bern-Brünnen», einer multifunktionalen sozialpädagogischen Dienstleistungsorganisation. Die Synergien sind offensichtlich: «Ried» bringt die Heim- und Schulstruktur ein, der «Familien-Support» die ambulanten Unterstützungsmöglichkeiten bei Familienkrisen. Weil der «Familien-Support» mit Knaben *und* Mädchen arbeitet, ist auch klar, dass im «Schulheim Ried» die geplante, aber noch nicht zustande gekommene Koedukation nun endlich Einzug halten wird. Und klar ist zudem: Schon bald wird auch der Name «Schulheim Ried» Geschichte sein.

Die alte «Grube» ist untergegangen. Der menschenfreundliche Idealismus der Pioniere ist sozialpädagogischer Professionalität gewichen. Kinder, die einen schlechten Start ins Leben erwischt haben, sollen sich nie mehr der Kasernenlogik des Anstaltslebens anpassen müssen: Der Wunsch und die Hoffnung jener, die den grossen Umbruch der letzten Jahre mitgetragen haben, ist es, dass im Westen von Bern nun eine neue, flexible Dienstleistungsorganisation entsteht, die für Familien in belasteten Situationen und deren Kinder individuell massgeschneiderte sozial- und sonderpädagogische Hilfe und Unterstützung anbieten wird.



Abschied von der Anstalt «Auf der Grube»: Das sozialraumorientierte, dezentrale Konzept der neuen Institution macht den Verkauf und einen Neuanfang möglich.

Endnoten

- 1 PB [= Protokollbuch, siehe Bibliographie] 6.3.1825
- 2 Berner Zeitung, 5.3.2003.
- 3 JB 1897 [= Jahresbericht, siehe Bibliographie], 1.
- 4 JB 1900, 4.
- 5 Stuber 2002, 7.
- 6 Hafner 2011, 59 ff.
- 7 Staatsarchiv Bern, unter BB XII C 10.
- 8 Romang 1884, 17.
- 9 PB, 8.8.1825.
- 10 JB 1900, 5.
- 11 Hafner 2011, 75.
- 12 JB 1866, 5 spricht von «den 12 ersten Zöglingen»; JB 1900, 5 erwähnt, die Anstalt sei «mit 7 Kindern» eröffnet worden.
- 13 JB 1866, 5.
- 14 JB 1866, 6.
- 15 PB, 3. 10. 1828.
- 16 Hafner 2011, 77 f.
- 17 JB 1900, 26.
- 18 JB 1830–1832, 10 f.
- 19 JB 1830–1832, 11.
- 20 Hafner 71 f. + 90; ausführlich siehe Chmelik 1978, 126–163.
- 21 Specker 2007, 70.
- 22 Der «Heidelberger Katechismus» umfasst in der Version von 1563 92, in jener von 1997 gar 129 Fragen nebst ausführlichen Antworten.
- 23 JB 1830–1832, 12–16.
- 24 www.koeniz.ch/xml_1/internet/de/application/d1/d983/f1003.cfm
- 25 JB 1900, 7 f.
- 26 Berner Heim (Sonntagsbeilage zum Berner Tagblatt), 27.10.1900, 342 f.
- 27 JB 1838–1839, 4 und JB 1900, 26.
- 28 Zellweger 1845, 243 f.
- 29 JB 1848, 9–12 (Anhang).
- 30 JB 1844–1845, 3.
- 31 JB 1844–1845, 11.
- 32 PB 16.12.1845, Lesart unsicher.
- 33 PB 16.12.1845.
- 34 Schlosser 1944, 6.
- 35 JB 1956, 1.
- 36 Schlosser 1944, 18.
- 37 Jäggi 1878, 16.
- 38 Hafner 2011, 91 ff.
- 39 Chmelik 1978, 189.
- 40 JB 1913–1915, 8.
- 41 PB 7.11.1882.
- 42 Frey 2000, 13.
- 43 JB 1887, 8.
- 44 JB 1885, 1. – Der Vers findet sich in: Kleines Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeine, Gnadau (C.H. Pemsel) 1870, 277 (dort unter dem Seitentitel «Seufzer um Gnade»).
- 45 JB, 1885, 3.
- 46 Heinrich Heine: Deutschland – ein Wintermärchen, Caput I, Strophe 5 (1843).
- 47 JB 1885, 4.
- 48 JB 1893, 5.
- 49 JB 1891, 4.
- 50 JB 1891, 4.
- 51 Schlosser 1944, 4.
- 52 JB 1885, 3.
- 53 JB 1844–1845, 5.
- 54 JB 1885, 7.
- 55 vgl. www.bruennengut.ch/f_window.php?num=4003 sowie www.wohnschulendenberg.ch
- 56 JB 1900, 16.
- 57 JB 1893, 8.
- 58 Frey 2000, 13.
- 59 JB 1902, 1.
- 60 PB 25.8.1900.
- 61 Johann Bürgis Mutter, Rosette Bürgi-Nyffeler, ist Ernst Nyffelers Schwester, und als sie hochbetagt stirbt, vermerkt das Protokollbuch: «Unermüdlich hat sie auch die Grube täglich auf betendem Herzen getragen.» (PB 19.8.1954)
- 62 Ganzer Abschnitt: JB 1902, 7.
- 63 Frey 2000, 13 u. 16.
- 64 JB 1915 1921, 6 f.
- 65 Frey 2000, 16.
- 66 JB 1900, 8. Ab Seite 7 werden hier Episoden aus alten «Anstaltsprotokollen, Jahres- und Monatsberichten» zitiert.
- 67 JB 1900, 13.
- 68 Frey 2000, 16.
- 69 Hafner 2011, 122 f.
- 70 Huber-Baumgart 1925, 10.
- 71 PB 13.10.1923.
- 72 PB 13.2.1924.
- 73 PB 28.8.1925.
- 74 Loosli 2006, 21.
- 75 Loosli 2006, 105.
- 76 Loosli 2006, 176 185.
- 77 Loosli 2006, 185 191.
- 78 Loosli 2006, 191 198.
- 79 Huber-Baumgart 1925, 2.
- 80 Loosli 2006, 95 f. Ausführlich siehe Marti 2009, 151 191.
- 81 Beide Briefe: Schweizerisches Literaturarchiv, Nachlass C. A. Loosli, Ms.B-Aq.76-3.
- 82 Loosli 1928, explizit z. B. 133.
- 83 PB, 23.11.1932.
- 84 Hafner 2011, 140.
- 85 Loosli 2006, 233 f.
- 86 JB 1891, 7 (Ära Frauenfelder).
- 87 JB 1895, 5.
- 88 Huber-Baumgart 1925, 8.
- 89 PB 25.2.1934.
- 90 PB 1936, Einschub: «Unsere Konfirmanden 1936».
- 91 Grubenanstalt [Hrsg.]: [Aufruf], Neujahr 1935.
- 92 JB 1946, 1.
- 93 JB 1946, 3 (für das Jahr 1945).
- 94 Flühmann 1948, 3.
- 95 Flühmann 1948, 23.
- 96 Flühmann 1948, 17.
- 97 JB 1962, 1.
- 98 JB 1951.
- 99 JB 1952.
- 100 JB 1953.
- 101 PB 19.8.1954.
- 102 Flühmann 1948, 26.
- 103 Frey 2000, 20.
- 104 Nichts vom Verbleib der mehr als 35 Protokolljahrgänge wissen: die heutige Leitung des Schulheims Ried (Bernhard Kuonen); der aktuelle Stiftungsrat (Regula Mader); der ehemalige Stiftungsrat Max Suter; der ehemalige Direktor Paul Bürgi; der Leiter ad interim des Schulheims Ried 2005, Martin Frey; der Zuständige im Staatsarchiv Bern, Nicolas Barras; die Gesundheitsdirektion des Kantons Bern (Martin Hartmann, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Alters- und Behindertenamts) sowie alt Oberrichter Ueli Hofer, der 2003 die «Amtliche Untersuchung» durchzuführen hatte.
- 105 Im Anschluss an Erving Goffman: Asylums (Chicago, 1961); deutsch: Asyle. Über die soziale Situation psychischer Patienten und anderer Insassen (Frankfurt a. M., 1972).
- 106 «Winden-Kinder klagen an», Sie + Er 16/1970.
- 107 Basler Nachrichten, 7.12.1970.
- 108 Eine reichhaltige Dokumentation zur Heimkampagne von 1971/1972 unter: www.kinderheime-schweiz.ch/de/ (Redaktion: Thomas Huonker).
- 109 JB 1971, 2.
- 110 VSA Fachblatt für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen Nr. 10, Oktober 1975.
- 111 Ganzer Abschnitt: Mündliche und schriftliche Mitteilungen von Natascha Mathis, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Bundesamts für Justiz, 7.–10.8.2012, sowie: Urteil des Schweizerischen Bundesgerichts, 20.12.1991, 14.
- 112 Urteil des Schweizerischen Bundesgerichts, 20.12.1991, 12 f.
- 113 Beiträge laut den Jahresberichten der neunziger Jahre.
- 114 PB 17.5.2000.
- 115 JB 2000, 8.
- 116 Bernhard Kuonen, mündlich, 19.11.2012.
- 117 JB 2001, 2.
- 118 Stiftungsrat Knabenheim «Auf der Grube»: Brandstiftung und Medienkampagne, 27.11.2002.
- 119 Der Bund, 6.8.2002.
- 120 Der Bund und Berner Zeitung, 5.3.2003.
- 121 Hofer 2003, 32. – Nachdem Regierungsrat Bhend 2003 die «Amtliche Untersuchung» vor den Medien bloss referiert hat, ist sie von der GEF für die vorliegende Darstellung zur Verfügung gestellt worden – zurückgehalten wurden allerdings die Seiten 6–16, auf denen die Zeugenaussagen Direktbetroffener referiert werden.
- 122 PB, 22.10.1991.
- 123 Hofer 2003, 32.
- 124 Affolters Einschätzung wird bestätigt durch eine vom Gesundheits- und Sozialdepartement des Kantons Luzern in Auftrag gegebene Studie, die während der Arbeit am vorliegenden Text erschienen ist und für den Zeitraum 1930 bis 1970 zusammenfassend festhält: «Diese Untersuchung zeigt, dass das damals übliche Mass an Strafen in den Heimen in verschiedenen Fällen deutlich überschritten wurde und gewisse Erziehende sadistisch wirkten. Einige angewandte Strafpraktiken weisen folterähnliche Züge auf.» (Akermann et al. 2012, II). Eine entsprechende Studie für den Kanton Bern steht noch aus. Erschienen ist allerdings 2011 eine vom Kanton Bern geförderte Studie über «Fremdplatzierte Kinder im Kanton Bern 1912–1978» (vgl. Leuenberger et al. 2011).
- 125 Ueli Affolter, mündlich, 7.8.2012.
- 126 Hofer 2003, 34.
- 127 Hofer 2003, 37.
- 128 Stellungnahme per E-Mail von Martin Hartmann, wissenschaftlicher Mitarbeiter der GEF, 3.8.2012.
- 129 Der Bund, 14.3.2003. – Als Einziger nicht zurückgetreten ist damals der eben neu gewählte Präsident Max Suter.
- 130 Ganzer Abschnitt: JB 2003, 1.
- 131 Stiftungsratsprotokoll, 17.2.2005, 2.
- 132 Hier und im übernächsten Abschnitt: Hans-Peter Hofer: [Erklärung], 30.6.2005.
- 133 Die nachfolgenden Abschnitte basieren, wo nicht anders nachgewiesen, auf einem Gespräch mit Regula Mader, das am 16.8.2012 geführt worden ist.
- 134 Daniel Oberholzer: Konzept zur Evaluation und Entwicklung der Organisation Schulheim Ried, Typoskript, 26 Seiten, 28.4.2006, 2 u. 22 f.
- 135 Rahmenkonzept Schulheim Ried, Typoskript, 20 Seiten, o. J. [2007], 8.
- 136 Strategiepapier des Schulheims Ried 2007–2013. Strategie, Massnahmen, Planung, Typoskript, 9–14.

Bibliographie

Primärquellen

JB
Jahresberichte. Vereinzelt finden sich frühe JB in der Zentralbibliothek Bern (ZB H XXXI 164:15, 19 und 20 = 1830–1832; 1848 und 1838) sowie im Staatsarchiv Bern (BB XII C 10, darin 1844–1845). Unvollständige JB-Sammlungen liegen im Archiv des Schulheims Ried und im Staatsarchiv.

PB
Protokollbücher des «Gruben»-Comités, resp. -Komitees, später «Fürsorgekomitees», ab 1966 Stiftungsrats der Institution «Auf der Grube» im Staatsarchiv des Kantons Bern. Die Protokolle sind durchwegs zusammengefasst in gebundene Lederbände, wobei im 19. Jahrhundert die Sammlungen von 1831 bis 1843 und von 1858 bis 1871 fehlen; im 20. jene der Jahrgänge 1954 bis 1980, 1983 bis 1988, 1992/1993 und 1995 bis 1998.

Sekundärquellen

Chmelik, Peter (1978): Armen-erziehungs- und Rettungsanstalten. Erziehungsheime für reformierte Kinder im 19. Jahrhundert in der deutschsprachigen Schweiz. Zürich (Selbstverlag).

Flühmann, Ruth (1948): Die Erziehung schwererziehbarer, schulpflichtiger Knaben, dargestellt am Beispiel des Knabenerziehungsheims «Auf der Grube», Niederwangen bei Bern (Typoskript).

Frey, Martin (2000): 175 Jahre Knabenheim «Auf der Grube»/Niederwangen bei Bern/1825–2000. Rückblick und Ausblick. Bern: Graf-Lehmann AG.

Hafner, Urs (2011): Heimkinder. Eine Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt. Baden: hier+jetzt.

Hofer, Ueli (2003): Heim «Auf der Grube», Niederwangen. Amtliche Untersuchung (Typoskript, 6. Februar 2003)

Huber-Baumgart, Daniel (1925): Die Knaben-Erziehungsanstalt «alte Grube» grüsst ihre Freunde zu Stadt und Land als hundertjährige Matrone (1825–1925). Bern: J. Fischer-Lehmann.

Jäggi, Friedrich (1878): Die wohlthätigen Anstalten und gemeinnützigen Gesellschaften in Bern. Bern: K. J. Wyss.

Loosli, Carl Albert (2006): Anstaltsleben. Werke Band 1: Verdingkinder und Jugendrecht, Zürich: Rotpunktverlag.

Loosli, Carl Albert (1928): Erziehen, nicht erwürgen! Gewissensfragen und Vorschläge zur Reform der Jugenderziehung. Bern: Verlag Pestalozzi-Fellenberghaus.

Marti, Erwin (2009): Carl Albert Loosli. Biografie Band 3/1. Zürich: Chronos Verlag.

Romang, Friedrich (1884): Johann Rudolf Wyss, Samuel Wyss, Abraham Rudolf Wyss, Bernhard Karl Wyss. Vier bernische Lebensbilder. Bern: K. J. Wyss.

Schlosser, Hans (1944): Auf der Grube. Jugenderinnerungen aus den siebziger Jahren. Sonderdruck aus «Die Garbe», Schweizer Familienblatt, Juni/Juli 1944, S.1–22.

Specker, Louis (2007): «Veredelung der Armut muss das Losungswort aller Menschenfreunde werden» – Johann Konrad Zellwegers Erziehungswerk im Umfeld seiner Zeit. In: Appenzellische Jahrbücher 2006, Herisau: Appenzeller Medienhaus, S.70–103.

Stuber, Christine (2002): «Que ce réveil est beau!» Zur Erweckungsbewegung in Bern von 1818 bis 1831. In: Berner Zeitschrift für Geschichte, 1/2002, S.1–44.

Zellweger, Johann Konrad (1845): Die schweizerischen Armen-schulen. Trogen: J. Schläpfer.

Bildnachweis

Wir haben uns bemüht, sämtliche Rechtsinhaber ausfindig zu machen und zu benachrichtigen. Sollte es uns in Einzelfällen nicht gelungen sein, bitten wir diese, sich beim Schulheim Ried zu melden.

S. 1, 11, 29 (oben), 40, 43, 46, 49, 50, 53, 81:
Staatsarchiv des Kantons Bern, Fotograf unbekannt

S. 16, 21, 23:
Festschrift 175 Jahre Knabenheim «Auf der Grube», Fotograf unbekannt

S. 18:
Zentralbibliothek Bern, Lithografie von C. Wymann aus «Die Wohltätigkeitsanstalten von Bern», 1869, Fritz Hunziker

S. 25, 26, 27:
Staatsarchiv des Kantons Bern, «Die Direktion des Armenwesens des Kantons Bern», anlässlich der Schweizerischen Landesausstellung in Bern 1914, Fotograf unbekannt

S. 29 (unten):
Porträtsammlung der Graphischen Sammlung, Schweizerischen Nationalbibliothek, Fotograf unbekannt

S. 31, 32:
Staatsarchiv des Kantons Bern, Protokollbuch des «Grubenkomitees», Foto: Thomas Hirter

S. 35, 36, 37:
Aus einer Fotoreportage von Paul Senn; mit freundlicher Genehmigung des Kunstmuseums Bern.

S. 39:
Walter Studer, Copyright Peter Studer

S. 42 (oben, unten links):
Staatsarchiv des Kantons Bern, Hugo Frutig

S. 42 (unten rechts):
Staatsarchiv des Kantons Bern, Paul Haldemann

S. 45:
Festschrift 150 Jahre Knabenheim «Auf der Grube», Foto: Thomas Hirter

S. 56:
Staatsarchiv des Kantons Bern, B. Bachmann

S. 59, 65, 68, 70, 72, 74, 76, 78, 113:
Marco Zanoni

Ein
Augenblick



Patrik Maillard

Manchmal möchten sie nach Hause

Jugendliche, die als «schwer erziehbar» gelten, wurden früher oft aus ihrem Umfeld entfernt. Im Schulheim Ried in Niederwangen bei Bern erprobt man neue Wege. Aber was bedeutet das konkret für die Betroffenen? – Pascal, Beni und Carlo erzählen, wie sie die Kurve kriegen wollen.

WOZ Nr. 27/2012
vom 5.7.2012
Zu Besuch bei den
«Gruebe-Buebe»



Bahnhof Niederwangen, kurz vor 8 Uhr morgens. Die S-Bahn hält, Druckluft zischt, die Türen öffnen sich. Unter den Leuten, die aus dem Vorortszug steigen, ist auch der fünfzehnjährige Pascal*. Er ist auf dem Weg ins nahe gelegene Schulheim Ried. Ein schmaler Bahnsteig führt zu einer Treppe. Rechter Hand Lärmschutzwände, durch deren Plexiglasfenster man die Autobahn erahnt. Den Berner Vorort erfüllt ein gedämpftes Dauergerauschen. Links die Hauptstrasse, die von Ein- und Mehrfamilienhäusern, einem Einkaufszentrum und Gewerbetekomplexen gesäumt ist. Es ist nicht ländlich hier, es ist nicht städtisch, es ist Agglo.

Pascal setzt sich auf die Treppe und wartet auf seine Kumpels aus den anderen Wohngruppen des Schulheims. Diese kurze Pause vor Schulbeginn genießt er. «Ich bin an der frischen Luft und habe noch etwas Zeit für mich», sagt er.

Der gross gewachsene, muskulöse Jugendliche mit den feinen Gesichtszügen ist froh, dass er nicht mehr am alten, abgelegenen Standort des Wohnheims oben in der Nähe des Waldes leben und zur Schule gehen muss.

Vor zehn Jahren hiess die Institution noch «Knabenheim auf der Grube», im Dorf nannte man die Heimbewohner die «Grube-Buebe».

Anfang 2012 hat das Schulheim Ried Räume in einem Gebäude nahe des Bahnhofs Niederwangen bezogen. Die einzelnen Wohngruppen wurden nach und nach an neue Orte in der Nähe von Bern verlegt. Nach

wie vor sind die Klienten ausschliesslich männlich.

«Es ist jetzt angenehmer, nicht mehr alles zusammengedrängt», sagt Pascal. «Früher stand ich auf, Morgenessen, Schule, Mittagessen, wieder Schule, Znacht, alles im gleichen Haus.» Nun wohnt er in einer Wohngruppe in Bern-Gümligen. «Endlich nicht mehr den blöden Hang runter- und später wieder rauflaufen, wenn ich in den Ausgang gehe.»

«Jetzt wirds gäng besser»

Im Gespräch wirkt der Jugendliche im ärmellosen T-Shirt und den weiten Hosen konzentriert. Auch wenn er sich nicht immer ganz sicher ist, in welchem Jahr genau er welche Schule besucht hat. Es waren viele Stationen, und fast überall eckte Pascal an. Auch vor rund drei Jahren in der Steiner-Schule fühlte er sich unwohl, wollte bloss weg und stellte sich quer. «Ich habe ständig blöd getan, bis ich von der Schule flog.» Die Schulbehörden veranlassten eine Auszeit. Eine solche Auszeit verbringen Jugendliche meistens auf einem Bauernhof. «Ich dachte: toll, lieber das als die blöde Schule.» Aber statt in einem Landwirtschaftsbetrieb konnte Pascal bei einem Bekannten seines Vaters arbeiten, in dessen Werkstatt. Pascal gefiel es dort: anpacken, werken, schleppen. Seither sei ihm noch klarer geworden, dass er einen handwerklichen Beruf erlernen wolle.

Nach der Auszeit ging es in die Abklärungsschule. «Hier fühlte ich mich wohl und bekam gute Noten,



weil das Klima gut war.» Seine nächste Station war das Schulheim Ried. «Am Anfang war es schwierig, aber dann habe ich den Sinn erkannt, und jetzt wirds gäng besser.» Auch, weil hier nicht gleich alles von vornherein abgelehnt werde. «Ich bin etwas speziell», sagt Pascal, «manchmal brauche ich Musik zum Schaffen, sonst geht gar nichts.» Wenn er das wolle, müsse er fragen – manchmal dürfe er, manchmal nicht. «Wenn du gewisse Freiheiten hast und du kannst diskutieren und verhandeln, dann macht es mehr Spass.»

Weshalb er im Heim gelandet ist, darauf weiss Pascal keine eindeutige Antwort. «Es ist mir aber auch egal, ich muss sowieso hier sein.» Er kenne seine Macken. Habe er den Anschiss, verträdele er den ganzen Tag. «Daran kann ich arbeiten. Aber es bringt mir nichts, wenn ich jetzt weiss, ich bin wegen der Familienverhältnisse hier oder wegen schlechter schulischer Leistungen.» Mitleid wolle er nicht, und er bemitleide sich auch nicht selbst. «Ich habe genug erlebt. Meine Mutter ist vor zwei Jahren gestorben.»

Pascal findet, dass er sich im Schulheim recht gut anstelle. «Ich bin einigermassen anständig, erledige meistens mein Zeugs und komme in der Regel pünktlich vom Ausgang zurück.» Schlägereien gehe er möglichst aus dem Weg. Daher habe er insgesamt viele Freiheiten. «Es ist besser fürs Klima, dann hast du nicht immer Streit mit den Sozialarbeitern.»

Mit den anderen Jungs in der Wohngruppe verstehe er sich ziem-

lich gut, sagt er. Wer Schwierigkeiten in der Familie habe, habe es nicht einfach in der Schule – und umgekehrt. «Und wenn es richtig läuft und nicht jeder nur für sich schaut, kann man einander helfen.»

Ende Juli komme er hier raus, sagt Pascal. Er hat eine Lehrstelle in Aussicht. Metallbauer will er werden, in der Werkstätte arbeiten und auf Montage gehen. Wie sich das anfühlt, weiss Pascal vom Schnuppern in der Firma, bei der er im Herbst die Lehre beginnen will. «Den Chef kannst du fragen, wenn du etwas nicht weisst. Er ist hilfsbereit und erklärt es dir. So lerne ich am besten.» Und wenn er Freude habe an der Arbeit, dann werde es auch mit der Berufsschule klappen, ist Pascal überzeugt.

«Diese Frau war super organisiert»

Kurz vor neun Uhr morgens. Pascal und seine Kollegen sitzen an ihren Plätzen und bereiten sich auf die Englischprüfung vor. Die Sonne rückt selbst architektonische Sünden in ein mildes Licht. Eines dieser ästhetisch fragwürdigen, aber durchaus funktionalen Gebäude ist das Schulheim Ried. Beim Eintreten dringt der Geruch frischer Farbe und unlängst verleimter Spannteppiche in die Nase. Rechts der Empfangsraum und links – die Tür steht offen – ein grosses, helles Konferenzzimmer, das noch recht klinisch wirkt. Hier muss sich das Leben erst noch einnisten. Kaum Gebrauchsspuren am Inventar, kein Fleck auf dem Teppich und nicht mal feinste Kratzer an der Wand. Im ersten Stock



befinden sich die Schulräume, auch hier stehen die Türen offen. Eine Mutter ist auf Schulbesuch und bespricht gerade etwas mit einer Lehrerin.

Die Eltern mit einzubeziehen, ist Heimleiter Bernhard Kuonen und seinem Team sehr wichtig. «Wir treten gegenüber den Eltern nicht als Experten auf, sondern suchen die Zusammenarbeit», sagt Kuonen. «Wenn es zum Beispiel um Sanktionen geht, ruft die Klassenlehrkraft die Eltern an und fragt, was diese vorschlagen.» Damit seien die Eltern gefordert und ihre elterliche Kompetenz gefragt. Bei kleineren Kindern kochen die Eltern auch mal in der Wohngruppe. Wie jene afrikanische Mutter, deren Sohn sich im Wohnheim darüber beklagte, dass ihm das Essen nicht schmecke. «Wir luden die Mutter ein, hier zu kochen», sagt Bernhard Kuonen. Das Bild einiger SozialpädagogInnen von einer Frau, die kein Deutsch könne und nicht kooperativ sei, wurde dadurch revidiert. «Diese Frau war superorganisiert, brachte sämtliche Zutaten mit und bereitete ein Essen zu, das allen schmeckte.» Das wirkte auch bei Jugendlichen, die zuvor gern Sprüche wie «Fick deine Mutter» oder «Deine Mutter ist eine schwarze Nutte» von sich gaben – sie bekamen ein ganz anderes Bild.

Die Ressourcen der Kinder und Jugendlichen, ihrer Eltern und ihres sozialen Umfelds nutzen und alle zu einer aktiven Zusammenarbeit bewegen – das ist ein wichtiges Element der Sozialraumorientierung (vgl. «Eigenwille, Sozialraum und flexible Erziehungs-

hilfen – zu Haltungen, Strukturen und Finanzierung einer «guten» Kinder- und Jugendhilfe»). Der Wille der KlientInnen steht dabei im Vordergrund, die Angebote sollen flexibel und bedarfsgerecht sein. Bernhard Kuonen nimmt noch einmal das Beispiel der afrikanischen Mutter auf: Diese arbeite am Freitagabend und könne ihren Sohn deshalb nicht wie die meisten anderen Eltern mit nach Hause nehmen. «Am Mittwoch aber hat sie frei. Also schauen wir, dass ihr Kind dann bei ihr sein kann.» Nun ist der Mittwochabend auch der einzige Termin, an dem diese Mutter ihre beste Freundin treffen könne. «Die Schule möchte aber am Donnerstag keinen übermüdeten Schüler betreuen. Statt der Mutter nahezulegen, schon um halb neun die Wohnung ihrer Freundin zu verlassen, schauen wir, dass das Kind dort übernachten kann. Das sei ein Prozess, und nicht alle Mitarbeitenden könnten solche Situationen gleich gut handhaben – «aber wir arbeiten daran».

Das Ziel ist, die Kinder und Jugendlichen nur so lange wie nötig im Heim zu belassen und sie möglichst bald wieder in die Regelschule zu integrieren oder sie bei der Lehrstellensuche zu unterstützen. Wo immer sinnvoll, sollten die Jungs wieder nach Hause zurück.

Dass die ehemaligen «Gruebe-Buebe» jetzt auf ihrem Schulweg für die Menschen im Dorf sichtbar sind, ist ebenfalls Teil der Neuorientierung im Schulheim Ried. Die Jugendlichen sind nicht mehr vom öffentlichen Leben ausgeschlossen, sie sind dort



präsent. Das Leben in den Wohngruppen in Stadtnähe vereinfacht zudem ihren Kontakt mit den Eltern und dem sozialen Umfeld. Diese Nähe erleichtert auch die angestrebte aktive Mitarbeit und Mitgestaltung von Eltern und Bekannten.

«Ich muss einfach Vorschläge machen»

Beni* ist elf Jahre alt und besucht die sechste Klasse im Schulheim Ried. Er ist einer, der es genau wissen will. «Für welche Zeitung arbeiten Sie?», fragt er. «Wo erscheint sie? Gibt es die auch in Bern?» Nachdem er sich ungefähr vorstellen kann, mit wem er es zu tun hat, lässt er sich befragen. Seine Antworten kommen nicht schnell, dafür überlegt. Einen eigenen Schulweg zu haben, findet er «irgendwie schon besser, aber wenn man die Turnschuhe oder das Schulheft vergessen hat, dann ist es blöd».

Die frisch renovierte Schule gefällt Beni. Ein knappes Jahr sei er jetzt im Ried. Vorher, in der öffentlichen Schule, sei es nicht mehr gegangen, «wegen dem Schulstoff und so». Er sei «einen rechten Schritt» hinter den andern zurückgeblieben. «In Mathe war ich weit zurück, und obwohl ich dann aufgeholt habe, hat es mit der Lehrerin nicht mehr geklappt.» Ihm sei klar geworden, dass er nicht weiter in diese Schule gehen könne.

Nach einer Schnupperwoche im Ried fragte man ihn, ob er bleiben wolle. Weil es ihm eigentlich gut gefiel, stimmte er zu. «Blöderweise!», sagt Beni rückblickend, «denn jetzt

würde ich lieber zu Hause sein, weil es dort sehr gut läuft.» Eine persönliche Ideallösung hält er auch gleich parat: «Als Externer hier zur Schule gehen und zu Hause schlafen. Schade, dass es das hier nicht gibt.»

So geht Beni momentan jeden Samstag nach Hause zu seiner Mutter, und alle zwei Wochen verbringt er das ganze Wochenende dort. «Ich frage manchmal, ob ich am Samstagmorgen schon früher gehen und vielleicht auch etwas später ins Heim zurückkommen darf. Und dann sagen sie, sie schauen und entscheiden dann. Ich muss einfach Vorschläge machen.»

Beni kommt hier besser voran als in der öffentlichen Schule. Denn im Schulheim sind die Klassen kleiner, und zwei Lehrpersonen unterrichten eine Klasse.

Das Problem hier sei, sagt Beni, dass er auch mit seinen Mitschülern zusammenwohne. Wenn er mit einem «es Gschtürm» habe, dann weite sich das nachher oft auf die ganze Gruppe aus und gehe auch am Abend weiter. «Früher konnte ich nach einem Streit in der Schule einfach nach Hause, und die Sache war vergessen.»

Gelegentlich hilft Beni in seiner freien Zeit in einem nahe gelegenen Restaurant aus. «Das ist für mich wie eine Auszeit vom Heim.»

Wenn er jetzt einen Beruf wählen sollte, würde sich Beni für eine Kellnerlehre entscheiden. «Obwohl ich gerne werke, kann ich mir nicht vorstellen, Schreiner zu werden.»

Hätte er das Sagen im Schulheim, würde Beni zuerst einmal die Kinder fragen, mit welchen Sozialpäda-



gogInnen sie absolut nicht zurecht-kämen. Die würde er dann entlassen. «Es bringt ja nichts, wenn einer, den alle hassen, bleibt. Weil es ihm ja dann selber auch schlecht geht.»

Beni hört sehr gerne Musik. Idole habe er keine, er höre einfach gerne Rap und Techno. Sido, Gimma, Bligg, 50 Cent oder Snoop Dog, um nur einige zu nennen. «Ich spielte eine Zeitlang Schlagzeug, habe aber aufgehört, weil das Geld nicht gereicht hat für die Stunden.»

«Die Lehrer sind nicht dumm»

Carlo* ist vierzehn Jahre alt. Er wirkt abgeklärt, älter und fast schon erwachsen. Er lächelt leicht, wenn er von seinen Eskapaden und Exzessen erzählt, doch sonderlich stolz scheint er darauf nicht zu sein. Eher gehört es zu seinem Leben, oder sollte man vielleicht sagen: zu seiner Vergangenheit?

Carlo erklärt: «Zu Hause habe ich mir nichts sagen lassen, kam in der Nacht spät nach Hause, meistens ziemlich zuge-dröhnt.» Sein Vater sei an Parkinson erkrankt, und seine Mutter habe viel arbeiten müssen. «Ich habe gemacht, was ich wollte, mit der Zeit ist es mit der Schule nicht mehr gegangen. Dann kam ich hierher.»

Auch die Justiz beschäftigte sich mit dem Teenager. Carlo stand schon mehrmals vor dem Jugendrichter. Warum genau, möchte Carlo lieber nicht in der Zeitung lesen. Als Massnahme ordnete das Jugendamt eine dreimonatige Auszeit auf einem Bauernhof an. Genützt hat das nichts,

im Gegenteil. «Ich hatte schon vorher gekifft und gesoffen, aber auf dem Hof ging es erst richtig los.»

Als Carlo nach Hause zurückkam, war alles schlimmer als zuvor. Er experimentierte weiter mit verschiedenen Drogen, zweimal musste man ihm in der Notfallstation wegen einer Alkoholvergiftung den Magen aus-pumpen. Er wollte alles ausprobieren und ging dabei an die Grenzen.

Dass er nach Niederwangen ins Heim gekommen ist, sieht Carlo im Nachhinein als Glücksfall. «Als ich hierherkam, dachte ich, ich klemme mich jetzt in den Arsch und mache halt das, was die erwarten. Wenn ich dann wieder rauskomme, fahre ich einfach genau gleich weiter wie vorher.»

Doch die SozialpädagogInnen seien nicht dumm, die hätten ge-checkt, dass er ein Spiel durchzuziehen versuchte. «Wenn die merken, du bist nicht so weit, zögern sie den Zeitpunkt deiner Rückkehr nach Hause hinaus.» Er selbst habe mit der Zeit gemerkt, «dass sie einem hier Sachen auf wirklich soziale Art verinnerlichen wollen, sodass du irgendwann nach Hause kannst, eine Lehrstelle hast oder einen guten Schulabschluss». Das könne man eigentlich auch recht schnell erreichen, in einem Jahr oder anderthalb.

Seine Kollegen von früher trifft er kaum noch. «Ich grenze mich ab, weil die immer noch in der gleichen Situation sind, in der ich war, bevor ich hierherkam.» Würde er über längere Zeit wieder mit seinen alten Kumpeln zusammen sein, hätte er einen Rückfall, ist Carlo überzeugt.



Zurzeit verbringe er die Freizeit ständig mit seiner Freundin. Nach seinen Berufswünschen gefragt, sagt Carlo sehr bestimmt: «Strassenbauer.» Ein anderer Beruf kommt für ihn nicht infrage.

Nicht, dass Carlo jetzt alles im Griff hätte. «Ich bin vor ein paar Wochen an einem Sonntag betrunken in die Wohngruppe zurückgekehrt.» Doch die SozialpädagogInnen hätten gemerkt, dass es sich nicht wirklich um einen Rückfall handelte. «Sie wollten mir aufzeigen, dass das nicht drinliegt, vor allem in dem Alter und so.» Und auch wenn es ihn oft «eifach uhuere aaschisst», beurteilt er den Heimaufenthalt als hilfreich. «Ich wäre sonst wohl nicht weggekommen von dem Zeugs.»

Die Schule ist aus. Die Jugendlichen gehen die Hauptstrasse entlang Richtung Bahnhof. Die Sonne ist hinter dem Hügel verschwunden. Die S1 aus Freiburg fährt ein, Bremsbeläge greifen ineinander. Es riecht penetrant, wie schmelzendes PVC. Zischend öffnen sich die Türen. Bald werden die Jungs in ihren Wohngruppen angekommen sein.

*Namen der Schüler geändert.

Ein
fiktiver Blick



Marina Bolzli

Als wir Kinder waren

Kaum fühlten wir uns unbeobachtet, schwangen wir uns auf unsere Fahrräder und pedalteten den Feldweg hoch. Das war natürlich nur möglich, wenn Mutter nicht in der Nähe war. Sie sah es gar nicht gerne, wenn wir den Buben nachstellten. Eigentlich sah sie auch die Buben nicht gerne. Obschon die ihr nie etwas getan hatten. Im Gegenteil, kreuzte man einen von ihnen unterwegs, grüsste er meistens freundlich, und wenn Frau Wegmüller, die alte Witwe, die neben uns im Stöckli wohnte, Hilfe beim Umgraben des Gartens brauchte, wurde oft irgendeiner der Buben geschickt.

Doch die Buben waren anders, denn sie lebten im Heim. Weil sie zu Hause nicht gut getan hatten, hatte uns die Mutter eines Tages erzählt und uns gewarnt: «Seht ihr, das kann passieren, wenn ihr nicht gut tut.»

Damals wussten wir nicht genau, was nicht gut tun heisst, und so entwickelten wir unsere eigene Vorstellung davon. Die Buben verloren deshalb nicht an Faszination. Im Gegenteil. Wir dachten uns aus, was sie ausgefressen haben mochten, und erfanden ihnen Lebensläufe, die wir uns mit der Zeit immer fantasievoller ausmalten.

Der grosse Hagere mit den zusammengewachsenen Augenbrauen hatte zum Beispiel versucht, seine böse Stiefmutter mit einer selbstgekochten Unkrautsuppe zu vergiften. Der Unauf-

fällige mit der Brille, der sich ständig das Hemd glattstrich, hatte seinem Grossvater, der Bankdirektor war, das Geld aus dem Safe gestohlen und damit Süssigkeiten für alle Kinder seiner Schule gekauft. Und der dunkelhaarige Krauskopf, der anstelle einer Antwort lediglich allen die Zunge herausstreckte, hatte in einer grossen ausländischen Stadt Schuhe geputzt, bis ihn liebe Leute hierhergebracht hatten, wo er genug zu essen und zu trinken bekam. Im Land, aus dem er stammte, war es ganz normal, dass sich Kinder miteinander unterhielten, indem sie sich die Zunge herausstreckten. Die grösste Mutprobe für uns war es, ihm auch die Zunge herauszustrecken. Ich wagte es nie.

Und dann gab es da den kleinen Blondin, der immer grimmig schaute. Er presste seine dünnen Lippen zusammen und gab kaum einen Laut von sich. Wenn die Buben draussen Fussball spielten oder bei der Heuernte halfen, hielt er sich abseits – er schien am liebsten für sich selbst zu sein. Einmal, als wir uns bei einer der Erkundungstouren ungewohnt nah ans Knabenheim auf dem Hügel gewagt hatten, jagte er mir richtig Angst ein. Wir standen neben einem Baum, einige Meter vom Ort entfernt, wo gerade ein paar Buben damit beschäftigt waren, das Heu zusammenzurechen. Natürlich, wir hatten unseren Blick allzu offensichtlich auf die arbeitenden Knaben gerichtet, die Mäuler standen uns offen.

Er musste es bemerkt haben, näherte sich von der Seite und stand plötzlich nur ein paar Schritte von uns entfernt. Er starrte uns unverwandt und mit offenem Mund an. Er erlaubte sich offensichtlich einen Scherz. Ich erschrak trotzdem, schrie auf, drehte mich um, rannte kopflos die Wiese hinunter, zurück in die Sicherheit. Die anderen Kinder schnurstracks mir nach.

Ich war schon halb unten angelangt, als ich plötzlich über eine kleine Unebenheit stolperte, einen Stein oder eine Wurzel oder so. Damit hatte ich nicht gerechnet. Ungebremst fiel ich der Länge nach hin. Die anderen Kinder wichen aus und überholten mich. Niemand machte Anstalten anzuhalten.

Ich verzog das Gesicht, mein Knie schmerzte. Benommen setzte ich mich auf und begutachtete den Schaden, blutende Schürfwunden an Knie und Händen. Die anderen waren mittlerweile unten bei den Fahrrädern angelangt, mein kleiner Bruder schaute kurz zurück, winkte mit der Hand und bedeutete mir zu kommen. Dann fuhr er den anderen hinterher. Ich wollte aufstehen, liess mich aber gleich wieder fallen, weil meine Beine so zitterten.

«Gehts?», fragte da jemand neben mir. Es war der Junge, der immer grimmig schaute. Ich nickte und schniefte. Erst jetzt bemerkte ich, dass mir Tränen übers Gesicht liefen. Mit dem Handrücken versuchte ich, sie wegzuwischen. Der Junge reichte mir die Hand und zog mich auf. «Tuts weh?», wollte er wissen und schaute jetzt gar nicht mehr grimmig. Ich schüttelte den Kopf und versuchte probeweise auf das verletzte Bein zu stehen. Es tat zwar weh, war aber problemlos möglich. «Danke, es geht schon», sagte ich, begann humpelnd mit dem Abstieg und liess den Jungen stehen.

Abends, als wir beim Essen sass, fragte Vater uns, was wir tagsüber gemacht hätten. «Nichts. Verstecken spielen, Fahrrad fahren, wie immer halt», antwortete ich. Mein kleiner Bruder öffnete den Mund, als wollte er etwas anfügen. Ich bedeutete ihm mit einem drohenden Blick zu schweigen. Er schloss den Mund wieder. Wir assen wortlos weiter.

«Sie hat sich die Hosen zerrissen», verriet mein Bruder schliesslich doch noch. Nie konnte er etwas für sich behalten. «Ich bin beim Rennen gestolpert», verteidigte ich mich und biss in ein Stück Brot mit Käse. Während ich noch einen vollen Mund hatte und darum nichts sagen konnte, nutzte der Bruder die Chance erneut und posaunte hinaus: «Wir waren nämlich bei den Grubenbuben.»

Mutter liess das Messer sinken, mit dem sie sich eben noch Butter aufs Brot gestrichen hatte. Langsam drehte sie den Kopf und schaute Vater an. Ich kaute weiter, wagte es aber nicht, den Bissen hinunterzuschlucken. «Was habt ihr dort gemacht?», fragte Vater. Ich würgte das Käsebrod hinunter. «Nichts, nur geschaut», antwortete ich dann. «Ich habe nicht dich gefragt», meinte Vater und wiederholte: «Was habt ihr dort gemacht, Bruno?»

Und Bruno, mein kleiner vorwitziger Bruder, erklärte, wir hätten den Grubenbuben beim Heuen zugeschaut, dann seien wir davongerannt. Ich sei gestolpert und hätte mir von einem der Knaben helfen lassen. «Das stimmt doch gar nicht», rief ich. «Und überhaupt, woher willst du das wissen?» – «Wir haben vom Fahrrad aus zurückgeblickt. Wir haben alles gesehen», behauptete mein Bruder.

An jenem Abend kriegten wir von den Eltern eine Standpauke zu hören. Eigentlich erstaunlich, denn sie waren normalerweise nicht besonders streng. Aber dass ihre Tochter angeblich

Kontakt zu den Grubenbuben hatte, gefiel ihnen nicht. Das gehörte sich nicht.

Als Verstärkung hatte Mutter meinen Vater eingespannt. Er mischte sich selten in die Erziehung ein, doch tat er es, konnte man sicher sein, dass die Lage ernst war. «Ihr solltet euch nicht immer dort oben beim Knabenheim herumtreiben», sagte er zu meinem Bruder und mir. «Das ist kein Umgang für euch.»

«Warum nicht?», fragte Bruno auf die ihm eigene unschuldige Art. «Weil es seinen Grund hat, dass die dort oben sind. Darum», sagte Vater. Wir nickten. «Verstanden?», wollte er anschliessend wissen. Wir nickten abermals. «Ja, Vater», murmelten wir. Wir hatten verstanden.

Später, als ich im Bett lag, konnte ich lange nicht einschlafen. Ich musste immer an den Buben denken, der grimmig schaute. Er kam mir gar nicht mehr so grimmig vor. Immerhin hatte er sich um mich gekümmert, das war doch nett. Und warum sollten wir keinen Kontakt zu den Buben haben? Waren sie wirklich so schlimm?

Ich stellte mich ans Fenster und schaute hinauf zum Hügel, wo sich das Zuhause der Grubenbuben befand. In einigen Fenstern brannte noch Licht – vielleicht konnte der Grimmige auch nicht schlafen? Oder erzählten sie sich Witze? Schauergeschichten? So wie bei uns im Ferienlager, da schliefen wir auch immer erst, wenn es längst dunkel war und schon fast wieder hell, so viel hatten wir uns zu erzählen. Die ganze Nacht lang. Wie schön! Dann wären die Buben zu beneiden. Wobei, so lange fort von Mutter und Vater, das hätte mir nicht gefallen, ich kriegte ja schon nach zwei Tagen Heimweh. Hatten die Buben eigentlich auch Eltern, gingen sie manchmal nach Hause? Vielleicht an einem Sonntagnachmittag, nach dem Gottesdienst bei Pfarrer Grossenbacher in Oberwangen. Oder in den Schulferien. Hatten sie überhaupt einmal Ferien?

Frau Wegmüller, die alte Witwe neben uns im Stöckli, hatte mir einmal erzählt, dass die Buben alle ein Instrument spielten. Sie hatte es nicht so gesagt, sie hatte gemeint: «Den Armen geht es ja gut dort oben, die dürfen sogar Trompete spielen lernen. Das kann ja heutzutage auch nicht mehr jeder von sich behaupten.» Ich wusste nicht genau, was sie damit meinte. Mein Bruder und ich spielten kein Instrument, aber mein Bruder besuchte das Eishockeytraining. Ich wollte eigentlich Gitarre spielen lernen, so wie die Leiterin in unserem Ferienlager, Mutter meinte jedoch, das sei nichts für Mädchen.

Die Buben im Heim spielten ein Instrument. Ich nicht. Vielleicht ging es ihnen gar nicht so schlecht.

Inzwischen waren dort oben die Lichter ausgegangen, nur im obersten Stockwerk war noch eins an. Die Buben hatten sich schlafen gelegt, und auch ich legte mich wieder hin.

Am Sonntag darauf gingen wir in die Kirche. Dort gingen wir nicht besonders häufig hin, wir waren wohl nicht öfter als einmal im Monat da. Doch jedes Mal, wenn wir den Gottesdienst besuchten, sahen wir die Buben. Sie sassen immer auf den hintersten Sitzbänken. So auch an diesem Sonntag. Sie trugen weisse Hemden und hatten sich die Haare nach hinten gekämmt. Ich wagte es nur kurz, meinen Blick über die Reihen gleiten zu lassen. Ganz unerwartet machte mein Herz einen Sprung, als ich den Grimmigen entdeckte. Er hatte mich auch gesehen, drehte sich zu mir um und lächelte mich an. Die Buben zu seiner Seite feixten und stiessen ihn mit den Ellenbogen an. Mein Herz klopfte bis zum Hals. Mutter zog mich energisch am Arm weiter, ich konnte mich nur noch einmal kurz in seine Richtung wenden, dann hatte sie mich in eine der vorderen Reihen hineingezogen und bedeutete mir abzusetzen.

Während Pfarrer Grossenbacher vorne etwas von Nächstenliebe erzählte und zwei Säuglinge taufte, versuchte ich immer wieder, den Grimmigen zu erspähen, doch zu viele Köpfe waren im Weg. Ich merkte, wie Mutter mir ab und zu Seitenblicke zuwarf, und bemühte mich deshalb, meinen Blick nach vorne auf Pfarrer Grossenbacher zu heften. Seit jenem Abend hatte man in meiner Familie nicht mehr über die Grubenbuben gesprochen, allerdings wollte Mutter nun immer sehr genau wissen, wohin wir spielen gingen. Sie war misstrauisch geworden.

Auch nach dem Gottesdienst wich Mutter nicht von meiner Seite. Wir standen draussen vor der Kirche, und sie hielt einen Schwatz mit Frau Wegmüller, der Witwe. Die Buben standen etwas abseits, reihten sich je zu zweit stramm hintereinander ein und warteten darauf, dass ihnen die Hauseltern das Kommando zum Abmarsch gaben. Dann setzten sie sich in Bewegung, ohne dass ich noch einmal Sichtkontakt mit dem Grimmigen hätte haben können.

«Das sind brave Buben», sagte Frau Wegmüller zu Mutter. Mutter nickte skeptisch. «Man hört Verschiedenes», murmelte sie. «Ach, ich wüsste nicht, wie ich meinen Garten ohne sie pflegen sollte», fügte die Witwe an. Mutter nickte verständnisvoll.

Die Buben waren schon hinter der nächsten Ecke verschwunden.

«Trotzdem, aus irgendeinem Grund sind die ja dort oben», mischte sich nun auch Vater ins Gespräch ein. «Die haben nicht gut getan», ergänzte Mutter. Jetzt nickte Frau Wegmüller. «Sicherlich, da gibt es Lügner darunter, Faulenzer, Diebe, vielleicht auch Schlimmere, da muss man schon aufpassen. Ich lasse sie nie aus den Augen.» – «Und bisher ist noch nie etwas passiert?» – «Nein, bisher ist noch nie etwas passiert.»

Frau Wegmüller nickte dem vorbeigehenden Pfarrer Grossenbacher zu. Grossenbacher wohnte mit seiner Haushälterin gleich nebenan im Pfarrhaus. «Der Herr Pfarrer hat das eingefädelt, dass mir die Buben regelmässig helfen. Dann werden die schon in Ordnung sein, wenn der Herr Pfarrer das eingefädelt hat», sagte sie. Mutter stimmte ihr zögerlich zu.

«Aber da gab es doch letzten Sommer einen, der abgehauen ist, unten im Dorf das neue Fahrrad von Resli Kummer gestohlen hat und damit schnurstracks nach Bern gefahren ist. Gott sei Dank wurde er dort von der Polizei aufgegriffen, bevor er noch Schlimmeres anstellen konnte», meldete sich wieder Vater zu Wort. «Ich sag es ja, man muss halt aufpassen», wiederholte Frau Wegmüller. «Das ist schon so», pflichtete Mutter ihr etwas hastig bei.

Damit war der Gesprächsstoff ausgegangen. Kaum hatten wir den Kirchhof verlassen, rannte Bruno los, weil er vorne auf der anderen Strassenseite einen Schulfreund entdeckt hatte. Ich schlurfte meinen Eltern ein paar Schritte hintennach. «Mir ist nicht wohl, wenn die Grubenbuben in der Nähe von unserem Haus sind», sagte Mutter zu Vater. «Man muss sich nur von ihnen fernhalten, die machen schon nichts», versuchte er sie zu beruhigen. «Trotzdem», sagte sie, «nur schon wegen der Kinder.»

Ich horchte auf, schlurfte aber betont gleichgültig weiter. «Die werden dort oben schon diszipliniert, die können sich keine Mätzchen erlauben. Und das wissen sie, glaub mir. Ausser der Sache mit dem Fahrrad ist ja noch nie etwas passiert», sagte Vater. «Bis jetzt», ergänzte Mutter trocken und schaute zurück, um zu sehen, wo ich blieb. Ich machte ein paar schnelle Schritte und reihte mich neben den Eltern ein.

Von da an war es schwieriger, den Grimmigen zu sehen. Richtung Knabenheim liess uns Mutter gar nicht mehr ziehen, sie hatte ihre Augen überall. Und die Buben kamen ja selten vom Hügel weg. Nur die Lichter abends bewiesen mir, dass sie überhaupt

noch da waren. Ab und zu stellte ich mich dann ans Fenster. Wartete darauf, dass Lichter an- und ausgingen. Fragte mich, ob sie auch hinunterschauten. Malte mir aus, wie der Grimmige vielleicht ebenfalls am Fenster stand.

Deshalb kam mir auch die Idee mit der Taschenlampe. Es war eine batteriebetriebene Lampe, die mein Vater an einem Armeeaussverkauf erstanden hatte. Man konnte mit ihr normal leuchten, aber es gab auch einen Schieber für rote und grüne Farbe. Ich fing also an, Leuchtzeichen in Richtung Knabenheim zu geben. Ich liess die Lampe einmal grün aufblitzen, gefolgt von drei normalen Aufleuchtern und zum Abschluss einem roten. Ich wartete. Alles blieb dunkel. Also wiederholte ich das Ganze noch einmal. Grün, gelb, gelb, gelb, rot. Und noch einmal. Es tat sich nichts. Ich wollte schon aufgeben, als ich plötzlich ein undeutliches Aufflackern in einem der Fenster wahrnahm. Ich blinzelte, und schon war das Licht wieder verschwunden. Es musste eine Täuschung gewesen sein. Ich sandte meine Botschaft noch einmal in die Dunkelheit. Und jetzt sah ich die Antwort ganz deutlich. Aus einem dunklen Fenster blinkte dreimal ein heller Lichtschein. Der war für mich. Man hatte mich gesehen.

Von da an wiederholte sich das Ritual fast jeden Abend. Ich gab ein Zeichen, von oben antworteten sie. Es war ein harmloses Spiel, das irgendwie doch den Reiz des Verbotenen hatte. Es blieb mein Geheimnis. Nicht einmal meinen Bruder weihte ich ein, ich traute ihm nicht.

Die Taschenlampenspiele waren nicht genug. Ich konnte es kaum erwarten, den Grimmigen erneut zu sehen. Doch als hätte Mutter es geahnt, gab es immer irgendwelche Gründe, warum am Sonntag der Gottesdienst ausfiel. Mal musste man die Grosseltern besuchen, mal Konfitüre einkochen, mal eine Wanderung machen. Irgendetwas fiel ihr immer ein. Als es endlich keine Ausreden mehr gab, machte ich mich schon früh bereit. Ich zog mein schönes Sonntagskleid an und bürstete mein Haar sorgfältig und lange vor dem Spiegel. Mein kleiner Bruder schaute mir zu und lachte mich aus. Ich warf ihm wütende Blicke zu.

Als wir uns schliesslich der Kirche näherten, wagte ich mich fast nicht hinein. Es schnürte mir die Kehle zu, ich wäre am liebsten zurück nach Hause gefahren und hätte mich in meinem Zimmer verkrochen. Aber das ging ja nicht. Und so liess ich

Eltern und Bruder vor und folgte ihnen in einigem Abstand mit zögerlichen Schritten.

Die Buben sassen, wo sie immer sassen. Der Grimmige hatte ganz am Rand Platz genommen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als direkt an ihm vorbeizugehen. Wahrscheinlich hatte er meine Familie schon vor mir erblickt, denn noch bevor ich ihn erreicht hatte, drehte er sich erwartungsvoll zu mir um. Er lächelte – und ich wusste gar nicht, wohin mit meinen Augen, meinen Händen, meinen Beinen. Ich ging so gleichmässig wie möglich weiter, aber meine Knie schlotterten, meine Arme baumelten lose und wie Fremdkörper an mir hinunter. Er schaute immer noch, ich senkte meinen Blick.

Als ich nach ein paar Schritten, die mir wie eine halbe Ewigkeit vorkamen, endlich neben ihm angekommen war, spürte ich seine Hand ganz kurz und flüchtig an meiner, er drückte mir etwas in die Finger, ich schloss die Hand zu einer Faust und ging unsicher weiter. Meine Familie hatte schon in einer der vorderen Reihen Platz genommen, ich setzte mich schweigend hinzu.

Der Gottesdienst begann, meine Faust hielt das Ding immer noch fest umschlossen. Es war klein und fein, fühlte sich an wie Metall. Der Schweiss sammelte sich in meiner Hand, ich behielt meine Augen nach vorne auf Pfarrer Grossenbacher gerichtet und achtete nicht auf die Blicke, die Mutter mir zuwarf und die ich aus den Augenwinkeln wahrnahm. Ich beschloss sicherheitshalber, meine Faust erst zu öffnen, sobald ich alleine im Zimmer sein würde.

Ich weiss nicht mehr, worum es in der Predigt von Pfarrer Grossenbacher ging. Ich wandte zwar nie den Blick von ihm ab, dachte in Wahrheit aber nur über das Geschenk nach. Ich bangte, dass jemand die Übergabe gesehen haben könnte, und sorgte mich, dass diese Person Mutter einweihen würde. Dann wäre ich erneut in Schwierigkeiten geraten. Und der Grimmige wohl auch.

Der Gottesdienst schien an diesem Tag übermässig lange zu dauern. Langsam verliess mich die Geduld, und meine Hand krampfte schon. Endlich erklang die Orgel zum Ausgangslied. Ich erhob mich und ging rasch Richtung Tür. Der Grimmige und die anderen Buben waren auch schon aufgestanden und warteten in den Kirchenbänken auf ihr Kommando. Als ich ihn im Gedränge passierte, flüsterte er mir zu: «Gefällt es dir?» Ich nickte ganz leicht mit dem Kopf. «Wenn es dir gefällt, kann ich dir noch

mehr machen. So viele du willst», fügte er an. Ich nickte noch immer, war nun beim Ausgang angelangt und wartete dort auf meine Familie. Die Menschen standen in Grüppchen um mich herum und so wagte ich mich immer noch nicht, meine Faust zu öffnen. Die Buben schritten eben hinaus und reihten sich wie gewöhnlich in Zweierreihen ein. Ich drehte mich von ihnen ab, es erschien mir unauffälliger.

Mit den Grubenbuben sprach eigentlich nie jemand, man wandte sich höchstens an die Hauseltern, um ein bisschen zu plaudern. Die Aufsicht im Knabenheim hatte ein Ehepaar, das sehr alt aussah. Die Frau trug immer ein Kleid und eine Schürze, hatte die Haare zu einem strengen Knoten gebunden und lachte nie. Der Mann trug einen Anzug, war bis auf einen Schnauzer glattrasiert und grüsste alle überaus freundlich. Manchmal hielt er noch ein Schwätzchen mit Pfarrer Grossenbacher oder einem der anderen Männer, die ich nicht kannte. Dann warteten die Buben geduldig und brav eingereiht. Es herrschte eine strenge Disziplin.

«Du hattest es aber eilig», sagte Mutter, als sie bei mir angelangt war. Ich antwortete nicht. Ich hoffte ganz fest, dass wir möglichst rasch nach Hause gehen würden, wo ich endlich alleine sein könnte. Das Geschenk brannte in meiner Hand.

Zu Hause lief ich sofort in mein Zimmer und schloss die Tür. «Was machst du?», rief Mutter mir nach. «Wir wollen bald essen.» – «Ich komme gleich», rief ich, setzte mich aufs Bett und öffnete langsam die Faust, die ich seit über zwei Stunden geschlossen gehalten hatte. Ein Fünfräppler lag in meiner Handfläche, doch er war nicht rund, sondern zu einem dünnen, zerbrechlichen Herzen geformt worden. In der Mitte hatte er ein kleines Loch, damit man ihn an einer dünnen Kette aufziehen und tragen konnte. Das Schmuckstück gefiel mir. Woher er das wohl hatte? Und warum er es mir geschenkt hatte? Bei diesem Gedanken errötete ich ein wenig, mir hatte noch nie ein Junge etwas geschenkt. Noch dazu etwas so Kostbares.

Mutter rief zum Mittagessen, ich steckte das Schmuckstück schnell unter das Zeichenheft in meiner Schreibtischschublade.

Danach hörte ich nur noch vom Grimmigen. Und nichts Gutes. Bei Pfarrer Grossenbacher wurde nämlich kurz darauf eingebrochen. Es geschah während eines Abendgottesdienstes, als die Haushälterin frei hatte. Dabei wurde ihm das Kollektengeld gestohlen. Und auch vor seinen persönlichen Schmuckstücken

und dem Haushaltsgeld machten die Diebe nicht halt. Alles, was ein bisschen Wert hatte und von Hand wegzuschaffen war, nahmen die Einbrecher mit.

Die Nachricht verbreitete sich in Windeseile im Dorf. Wir erfuhren von Frau Wegmüller davon. Sie klopfte am nächsten Morgen in aller Früh an unsere Tür. «Habt ihr schon gehört?», rief die alte Nachbarin, noch bevor sie ins Haus getreten war, «man hat den Herrn Pfarrer ausgeraubt.» Mutter war Frau Wegmüller entgegengeläufig. Und auch Bruno und ich, die Zahnbürsten noch im Mund, waren aus dem Badezimmer getreten und hingen wie gebannt an Frau Wegmüllers Lippen, bis Mutter uns mit einem Blick zur Küchenuhr in die Schule schickte. Dass die Polizei im Pfarrhaus gewesen sei und nach Spuren gesucht habe – so viel erfuhren wir noch. Und dass man noch keine Täter gefunden habe.

In der Schule wusste man allerdings bereits mehr. Jürg Zbinden, Sohn des Dorfpolizisten, behauptete, dass sein Vater die Grubenbuben in Verdacht habe. «Er sagt, denen sei das zuzutrauen», meinte Jürg in der Pause und machte dabei ein wichtiges Gesicht. Er mochte es, wenn sich die Kinder um ihn sammelten und er im Mittelpunkt stand. Deshalb verlängerte er seine Rede noch etwas und übte für seinen Traumberuf: Polizist oder Gemeindepräsident wollte er werden. Ein Pack seien diese Grubenbuben, fuhr er fort, undankbar, das habe sein Vater gesagt. Da setze der Herr Pfarrer sich dafür ein, dass diese Taugenichtse eine Chance bekämen, und die Lämmel hätten nichts Besseres zu tun, als den ehrenwerten Mann bei der nächsten Gelegenheit auszurauben.

Ich konnte mir fast nicht vorstellen, dass einer der Buben einen Einbruch begangen haben sollte. Ich konnte es mir bei keinem von ihnen vorstellen. Und beim Grimmigen schon gar nicht.

Auch zu Hause wurde der Vorfall diskutiert. «Ich habe es ja schon immer gesagt», meinte Mutter. «Warten wir ab, es ist ja noch nichts klar», beschwichtigte Vater. «Wer soll es sonst gewesen sein?», fügte Mutter an. Niemand wusste eine Antwort.

Vielleicht weil niemand eine andere Antwort fand, wurde bald darauf bekannt, dass der Vater von Jürg Zbinden tatsächlich einen der Grubenbuben überführt hatte. Was genau mit dem Jungen geschah, erfuhr ich nie. Manche sagten, er sei in ein anderes Heim eingeliefert worden, eines mit noch schlimmeren Buben, andere wollten gar wissen, dass man ihn ins

Gefängnis gesteckt habe, weil es für solche Schelmen keinen anderen Ort mehr gebe.

Das Taschenlampenleuchten hörte etwa zur selben Zeit auf. Ich konnte Leuchtsignale senden, so viele ich wollte, man gab mir einfach keine Antwort. Manchmal drehte ich abends das kleine Herz in meiner Hand und dachte an den Grimmigen. Ich wusste nicht, was ich glauben sollte. Und ich fand die ganze Welt ungerecht. Das war doch alles gar nicht möglich. Der Grimmige war doch kein Einbrecher. Er war hilfsbereit und grosszügig. Ganz im Gegensatz zu vielen anderen Buben im Dorf, verwöhnte Grossmäuler wie Jürg Zbinden. Aber die Meinungen waren gemacht, über die Grubenbuben hatte man geurteilt, und ich war nicht mutig genug, irgendetwas anderes zu behaupten.

Und einige Wochen später, als wir das nächste Mal in die Kirche gingen, hatte auch ich Gewissheit. Denn der Grimmige war nicht da, sass nicht zwischen den anderen Grubenbuben. Er sass an diesem Sonntag nicht dort und auch an keinem anderen mehr.

Der Vorfall ist jetzt mehr als dreissig Jahre her. Dass ich vor einigen Jahren als Sozialpädagogin auf der ehemaligen Grube gelandet bin, ist mehr oder weniger Zufall. Natürlich sind mir beim Bewerbungsgespräch all die alten Geschichten wieder in den Sinn gekommen. Aber seit dieser Zeit hat sich viel verändert. Und so war es ganz und gar unerwartet, als der Grimmige vor mir auftauchte. Es war am Jubiläumsfest des Heims und man hatte die Ehemaligen eingeladen. Nicht gerade viele kamen, er aber schon. Er stand plötzlich vor mir, sagte, er sei ein ehemaliger Grubenbub und fragte, ob er die Zimmer der Schüler anschauen dürfe. Er wolle sehen, was sich alles verändert habe.

Er erkannte mich nicht. Ich ihn schon, denn er hatte dasselbe Lächeln wie damals in der Kirche. Ich folgte ihm in die Räume, blieb mit ihm an einem Fenster stehen, von dem aus wir auf das Haus blicken konnten, in dem ich aufgewachsen bin.

«Die Aussicht ist schön, nicht?», sagte ich und räusperte mich. «Als Bub bin ich oft hier gestanden, habe hinuntergeschaut und mich woanders hingewünscht», antwortete der Mann. «Wohin denn?», fragte ich. «In ein geordnetes Leben, in eine intakte Familie», sagte er nachdenklich. Ich blieb still.

Der Grimmige, der mir jetzt gar nicht mehr grimmig erschien, schaute immer noch zum Fenster hinaus und sprach

mehr zu sich selber als zu mir. «Es war eine einsame Zeit. Aber als ich dann die Lehre als Goldschmied anfang, wurde alles besser. Und heute habe ich, was ich damals wollte: eine Familie und ein normales Leben.»

Er schwieg. «Sie haben eine Lehre als Goldschmied gemacht?», fragte ich erstaunt nach. «Ja, ich bin direkt vom Heim nach Bern in die Lehre gegangen. Es war mein Traumberuf.» Mit diesen Worten drehte er sich um und schritt auf ein anderes Zimmer zu. «Das freut mich für Sie!», rief ich ihm überschwänglich nach und beeilte mich, ihm zu folgen.

Gerhard Meister

Dalai auf der Grube

Beginnen wir mit einer Zeitungsnotiz, einer eher unauffälligen, ja geradezu einer grauen Maus in der buntscheckigen Mischung von Absurdem und Monströsem, Lächerlichem und eigentlich zu tiefst Tragischem, das, auf ein paar Zeilen zusammengestaucht, doch nicht mehr hervorruft als ein Lachen. Eine Gemeinschaft buddhistischer Mönche, so war zu lesen, hat das Landgut Ried auf einer Anhöhe gleich hinter Bern gekauft, um dort, wo sich über 170 Jahre lang die Knabenerziehungsanstalt auf der Grube befand, ein internationales tibetisches Meditationszentrum zu errichten. Nun steckt auch in dieser Meldung ein Stücklein Absurdität. Jahrhundertlang wurden in diesen Gebäuden Buben aus sogenannten schwierigen Verhältnissen ihre Ecken und Kanten abgeschliffen, bis sie als bescheidene und funktionstüchtige Rädchen für die Gesellschaft zu gebrauchen waren. Und genau an diesem Ort des Zurichtens und Eintrichterns von Bescheidenheit, an diesem Ort, wo die Zöglinge als wichtigste Lektion zu lernen hatten, dass sie zu den Geringsten ganz unten auf der gesellschaftlichen Stufenleiter gehören und also froh zu sein hatten, wenn sie einmal ihr Plätzchen erhalten irgendwo und Brot und ein Dach über dem Kopf, immer vorausgesetzt natürlich, dass sie sich richtig anstrengen und demütig und fleissig bleiben ein Leben lang, genau an diesem Ort werden nun Leute, die alles haben und nicht zuletzt das Geld, um sich solche Kurse

zu leisten, in sich hineinhorchen und die Türen zu höheren Gefilden geistiger Freiheit aufschliessen. Nun sind solche Wechsel heutzutage nichts Neues. Wo früher Eisen gegossen wurde oder Bleche zu Schiffen zusammengenietet, in Fabrikhallen also, wo für einen bescheidenen Lohn Tag für Tag zwölf Stunden in einem Höllenlärm geschwitzt und geschuftet wurde, da sitzen wir heute als glückliche Nachfahren und geniessen unsere erlesenen Salate, Konzerte oder Schauspiele und betrachten vielleicht verträumt die schwere Stahlkette mit ihrem riesigen gusseisernen Haken, die noch immer von der Decke hängt. Der neue Zweck des Landgutes passt in unsere Zeit, und es bleibt nur noch, all jenen, die sich dort oben im Meditieren versuchen, zu ihrem guten Karma zu gratulieren, das sie erst jetzt auf dieses Landgut führt, wo es um die Annäherung an den eigenen Buddha geht, und nicht ein paar Jahrzehnte früher, als man hier mit Zucht und Arbeit eigenwilliges Streben aus Knabenköpfen trieb.

Also gibt es zwischen Heute und Gestern, zwischen Demütigen und Befreien den sauberen Schnitt? Hat, was jahrzehnte- und sogar jahrhundertlang in diesen Gebäuden geschah, nicht doch irgendeinen Einfluss auf die Gegenwart? Nein, das Landgut wird umgebaut. Wo vorher Schulzimmer waren, werden Wände eingerissen und Meditationsräume mit Blick auf Obstbäume und Wald eingerichtet, aus engen Schlafkammern werden komfortable Hotelzimmer, aus einer Vorratskammer oder einem Werkraum schliesslich eine Gompa, ein buddhistischer Andachtsraum. Das Meditationszentrum wird eingeweiht, die Leute kommen von weit her, setzen sich mit tibetanischen Schriften auseinander, rezitieren gemeinsam Dharmatexte, üben die Achtsamkeit, verzichten auf Fleisch, beachten die Schweigeperioden, die in den Tagesablauf gelegt sind, und halten sich ans Gebot, nicht zu töten, auch der sprichwörtlichen Fliege wollen sie nichts zuleide tun, denn sie ist ein Lebewesen wie sie selber und – so hat es der Dalai Lama verkündet – stand ihnen im unendlichen Kreislauf der Wiedergeburten schon einmal ganz nahe, als Katze, als Hund, als eigener Bruder, als die eigene Mutter. Mit Blick auf eine Hochhaussiedlung, mit der die Stadt Bern hier ausläuft, und doch unendlich weit von ihr entfernt werden Fühlen und Denken von ihren Verunreinigungen befreit, wenigstens ein Stück weit, denn der Weg zur Erleuchtung ist bekanntlich lang.

Einmal geht es um den Medizin-Buddha, dann um das Herzjuwel Sadhanas oder auch die Vajrayogini, einmal um das Anapanasati, was die Kunst bezeichnet, in der Meditation sich ganz

auf das Ein und Aus der eigenen Atemzüge zu konzentrieren. Wäre es möglich, dass hier das Gestern noch einmal ins Heute hinein wirkt? Versuchen wir es. Zuerst wäre alles wie immer. Die Leute treffen ein, beziehen ihre Zimmer, stehen dann draussen, jemand schnüffelt theatralisch die von Mistgeruch und Kuhglockentönen durchzogene Landluft, jemand anders stösst entschieden Rauch aus und nimmt so vom Glimmstängel Abschied (für die paar Tage hier oben wenigstens), dazu die leichte, sich hier und da in Lacher lösende Anspannung, immerhin wird man die Gewohnheiten seines Alltags hinter sich lassen und weiss nur ungefähr, was einen erwartet. Es folgt die erste Versammlung, und was schon draussen auffiel, lässt sich nicht mehr von der Hand weisen. Unter den Kursteilnehmern befindet sich keine einzige Frau. Seltsam. Meditieren und sich spüren, überhaupt die ganze Sache mit der Spiritualität, das ist doch eine typische Frauenangelegenheit, warum also hier jetzt lauter Männer? Drei tibetanische Mönche sind anwesend, der älteste von ihnen trägt den Ehrentitel Rinpoche und hält auf Englisch eine Begrüssungsrede. Ruhig und mit einem unerschütterlichen Lächeln, ganz so wie man das von einem buddhistischen Mönch erwartet, erläutert er den Ablauf des «Retreats» und seine Regeln. Seine Bitte um sexuelle Enthaltensamkeit provoziert einen Zwischenruf (Das dürfte ja hier nicht allzu schwer fallen) und dieser wiederum seine Lacher, später dann, direkt darauf angesprochen, erklärt der Rinpoche, immer noch lächelnd, ja, es sei seltsam und bisher auch noch nie geschehen, Frauen seien normalerweise weit in der Überzahl, es hätten sich auch für dieses Retreat viele Frauen angemeldet, vielleicht nicht so viele wie üblich, und die hätten eine nach der andern wieder abgesagt, drei seien übrig geblieben, und auch von denen sei keine hier erschienen, weshalb, das wisse er auch nicht.

Da waren also rund vierzig Männer im Landgut Ried, während 175 Jahren Standort der Knabenerziehungsanstalt Auf der Grube, zu einem buddhistischen Retreat versammelt, um für ein paar Tage Anapanasati zu üben, alles Männer mit höherem Bildungsgrad, die meisten in ihren Vierzigern und Fünfzigern, Familienväter grösstenteils, etabliert in ihren Berufen als Lehrer, höhere Beamte, Grafiker, Sozialarbeiter, die etwas Neues erfahren wollten über sich und das Leben, vielleicht dazu genötigt durch ein Burn-out, eine Entlassung, eine Scheidung und das Loch, in das sie danach fielen. Bei anderen war nicht so klar, was sie suchten oder was sie entkommen wollten. Vielleicht war es

so etwas wie ein störendes Geräusch, leise, aber nicht zu überhören, ein Empfinden von Leere, die Beobachtung, dass es mit den Rezepten, mit denen sie bisher durchs Leben kamen, nicht mehr richtig gehen wollte, da gab es plötzlich diese Motivationslöcher und eine Karriere, die nicht mehr höher führte, und diese Müdigkeit und die sinnlose Frage nach dem Sinn, die sich nicht mehr so leicht verscheuchen liess wie früher, dazu die schneller verfließende Zeit und wohin sie führte und was dies bedeutete, wenn man ehrlich war: nackte Panik.

Ein paar der Männer wurden von ihrer Firma geschickt, die sich von meditierenden und damit also mehr in sich ruhenden Mitarbeitern eine höhere Leistung versprach, bei jemandem war es schliesslich die Ehefrau, die den Anstoss gab. Nennen wir den Mann, der sich von seiner Gattin überreden liess, endlich auch einmal etwas für seine spirituelle Entwicklung zu tun, Stefan Kündig. Er reagierte auf den Vorschlag zuerst mit Spott, dachte sich dann aber, eine Woche ausspannen in ruhiger Umgebung, gesundes Essen, warum nicht, und Buddhismus, das ist der Dalai Lama, das ist menschenfreundlich, weltoffen, ohne diesen esoterischen Hokuspokus, der sonst überall bei diesen Geschichten hineinkommt. Also sagte er zu, und seine Frau hatte ihr Geburtstagsgeschenk für ihn und er die freigestrichene Woche in seiner Agenda, um die er sich nicht weiter kümmerte – höchstens in Form einer kleinen Neckerei: Schatz, habe ich alles für den Antipasti-Kurs, den du mir geschenkt hast? –, bis sie plötzlich da war, die Woche, und er im Zug sass und zum Fenster hinausblickte ins Vorbeiwischen der Fahrleitungsmasten, ins Dahinrasen von Häusern, Lagerhallen und Gebüsch. Er nahm das Buch zur Hand, das ihm seine Frau mitgegeben hatte, las über vier edle Wahrheiten und einen achtfachen Pfad, wovon er auch schon gehört hatte, ebenso wie vom Rad der Wiedergeburt und selbstverständlich auch vom Nirwana. Dass auch in ihm ein Buddha schlummerte, davon hatte er allerdings bis jetzt nichts gewusst, und erst recht nicht, dass es im tibetischen Buddhismus von Geistern wimmelt, von nützlichen, die ihre Hilfe anbieten, aber auch von anderen, von armen Seelen, die ein gewaltsamer Tod oder sonstiges Unrecht herumtrieb und die nach einem Hühneropfer verlangten, das ein richtiger Buddhist natürlich verweigerte, Tiere werden nicht gegessen und erst recht nicht getötet. Dann blätterte er im Prospekt über die Woche, die ihn erwartete. Auch hier der gleiche Eindruck, so frei von Hokuspokus, wie er sich vorgestellt hatte, schien dieser Buddhismus nicht zu

sein, im Gegenteil. Seine Heiligkeit – so interpretierte er nach einigem Nachdenken das Kürzel S. H. – Dudjum Jigme Rinpoche, der ihn als Kursleiter erwartete, hielt sich offensichtlich für die sechste Inkarnation eines berühmten Tertöns, was wiederum die tibetanische Bezeichnung für spiritueller Schatzfinder war. Stefan Kündig musste laut herauslachen, spiritueller Schatzfinder, das klang einfach zu seltsam.

Seltsam war ebenfalls, dass er in der ersten Nacht von Kindergeschrei und Gelächter geweckt wurde, dazu waren direkt über seinem Kopf schnelle Schritte zu hören, zweifellos ebenfalls von Kindern. Das konnte natürlich nicht sein, er hatte lebhaft geträumt, es gab keine andere Erklärung. Immerhin war der Traum so eindrücklich, dass er sich am Morgentisch danach erkundigte, ob sich auch Kinder auf dem Landgut aufhielten. Die Auskunft war, wie erwartet, dass es keine Kinder gab und sich direkt über ihm ein Zimmer befand, gleich wie sein eigenes, ebenso belegt von jemandem, der in die Kunst des achtsamen Atmens eingeführt werden wollte. Er hatte also lebhafter als üblich geträumt, wofür der neue Ort und die ungewohnte Landluft eine passable Erklärung abgaben.

Es ging ans Sitzen und Atmen unter Anleitung des ehrwürdigen Rinpoche, der im Lotussitz sass und leise seine Anweisungen sprach (listen to your breath, inhale and exhale), während die Mönche durch die Reihen der Sitzenden gingen, hie und da mit sanftem Händedruck Körperhaltungen ausglich oder mit einem aufmunternden Lächeln die Verkrampfungen lösten, die sich aus dem Bemühen ergeben hatten, sich auf das Ein und Aus seines Atems zu konzentrieren. Dass man an einer so einfachen Aufgabe scheiterte und offensichtlich ganz unten stand auf der Leiter, die in die höheren Bewusstseinsphären hinaufführte, und also das Nirwana in diesem und bestimmt auch noch im nächsten und übernächsten Fleisch vergessen konnte, wurde allgemein mit Humor genommen.

Wie weit sind Sie eigentlich noch vom Buddha entfernt? wurde der Rinpoche mitten in der Übung von jemandem gefragt.

Die Antwort war lautes Lachen und der Satz: Wir sind alle Schwimmende im offenen Meer, wer weiss schon, wie weit er ist. Na, dachte Stefan Kündig, da hätten wir wieder einen dieser Sätze, ohne die ein Guru kein Guru ist.

Nach dem Abendessen bat der Rinpoche um eine Versammlung, die im Tagesprogramm nicht vorgesehen war. Die Truhe, in die am Vortag alle ihr Handy gelegt hatten, war aufgebrochen

worden. Drei Handys, so der Rinpoche, fehlten, und er bitte ihre Besitzer, sie im Verlauf des Abends wieder dorthin zurückzulegen. Die Handyabstinenz, so der Rinpoche, gehöre zu den Regeln hier im Haus, auf die leider nicht verzichtet werden könne. Für den Schaden an der Truhe sollten die Verantwortlichen einen angemessenen Betrag im Küchenschrank deponieren, und weiter wolle er um die Sache kein Aufhebens machen. The spirit is willing, but the flesh is weak, das gelte für Buddhisten ebenso wie für Christen und sei eine Wahrheit, mit der auch er, wie jeder Mensch, immer wieder zu kämpfen habe. Mit einem Lächeln und einer kleinen Verbeugung wünschte der Rinpoche allen eine gute Nacht.

Stefan Kündig fuhr aus seinem Bett hoch und wusste, dass die Kinderstimmen über seinem Kopf kein Traum waren. Auch hörte er einen Schlag, worauf ein lautes Gelächter folgte. Rasch war er aus seinem Zimmer und stand kurz darauf vor der Tür, hinter der eigentlich der langgewachsene Fünfzigjährige hätte schlafen sollen, der, wie er ihm versichert hatte, in der letzten Nacht prächtig geschlafen hatte, ohne irgendwas zu hören, und sich als Inhaber eines Architekturbüros vorgestellt hatte (läuft super im Moment) und als jemand, der sich für die asiatische Betrachtungsweise schon seit jeher interessiert hat (weisst du, dieser Siddhartha hat mich damals schlicht und einfach umgehauen) und für den ebenso einleuchtend wie unaufhaltsam war, wie die Asiaten uns wirtschaftlich überrollen (weisst du, mit diesem geistigen Potential, das die haben, da können wir einpacken). In dieser Art gestern der Bewohner des Zimmers, aus dem Stefan Kündig nun Kinderstimmen und Kindergelächter hörte. Einen Moment hielt er die Türfalle umklammert. Er stellte fest, dass an seiner Schläfe der Puls zuckte, auch spürte er seinen Schweiß und fand beides übertrieben. Er stiess die Tür mit einem Ruck auf und sah den Architekten, der mit einer zusammengerollten Zeitung auf seinem Bett stand, nur immer hereinspaziert rief und ihn zu den anderen Männern winkte, die sich dort schon versammelt hatten und ihm, wie die Flecken an den Wänden zeigten, beim Mückentotschlagen zusahen. Nur einer von ihnen sass abgewandt und strich über sein Smartphone, die andern riefen im Chor: Die da, die ist als nächste dran! Der Architekt näherte sich der Mücke. Wen haben wir denn hier? Kaum zu glauben, das ist ja – und nach einer Kunstpause – das ist ja die Mutter des heiligen Rinpoche höchstpersönlich, nur ein paar Dutzend Inkarnationen ist das her, da hat sie ihm den

Arsch sauber gewischt. Was hat sie nur Böses angestellt, dass sie als dieses kleine hübsche Blutsaugerchen wiedergeboren wurde? Was machen wir mit ihr? Erlösen, riefen die anderen, mit von Lachanfällen erstickten Stimmen, erlösen. Mit einem «Alles Gute im nächsten Leben!» liess der Architekt die Zeitung auf die Mücke klatschen, und das Lachen ging in ein Toben und Sich-Kugeln über, aus dem sich Stefan Kündig wegschlich. Er schloss die Tür hinter sich, und tatsächlich, aus den Männerstimmen waren wieder die Kinderstimmen von vorher geworden. Natürlich gab es für das, was er soeben gesehen und gehört hatte, eine Erklärung, keine Frage, es war nichts Aussergewöhnliches, dass dieser Inkarnations- und Geisterglaube bei aufgeklärten Menschen, die sie alle waren, Spott provozierte, der sich irgendwie entladen musste, auch wenn die Art und Weise eher Fünfzehn- als Fünfzigjährigen entsprach. Andererseits, was hatte man nicht alles im Militärdienst erlebt. Und ob er wirklich Kinderstimmen gehört hatte oder doch nur Männerstimmen mit kindischem Tonfall, das war ihm im Nachhinein auch nicht mehr klar.

Beim Frühstück blickte Stefan Kündig um sich, er sah den Architekten, sah einige der Männer, die gestern auf seinem Zimmer waren, und sah all die andern, die in ihre Brote bissen und die Teetassen an den Mund führten, der bei allen, wie ihm schien, etwas verzogen war. Auch schienen sie ihm alle irgendwie verkümmert in ihren Stühlen zu sitzen. Wo er in ein Gesicht blicken konnte, drehte sich dieses sofort weg und hatte etwas Trotziges, ja Verschlagenes bekommen. Dann erschienen der Rinpoche und seine beiden Mönche. Der Rinpoche lächelte nicht mehr, auch einer der Mönche blickte finster, während der andere eher beunruhigt schien und sich offensichtlich Sorgen machte.

Was soll das, begann der Rinpoche, wie soll es denn jetzt weitergehen so.

Niemand hatte sein Handy zurückgebracht, dafür hatten einige weitere ihres aus der Truhe genommen. Der Rinpoche sprach von beispiellosem Vertrauensbruch und von Disziplinlosigkeit, die ihn sprachlos mache.

Wie wollt ihr mit einer solchen Einstellung jemals auch nur einen Schritt aus eurem geistigen Kerker herauskommen, wenn ihr überhaupt wollt, das Grinsen, das ich hier und da sehe, spricht eine deutlich Sprache, aber dafür werde ich sorgen, dass auch der Letzte und Hinterste noch Achtsamkeit für seinen Atem zustande bringt. Aber dafür braucht es die richtige Einstellung,

das Eingeständnis, dass man ganz am Anfang steht. Verstanden? Ihr steht ganz unten, jeder von euch ist ganz und gar ein Nichtsköner. Nur Hochmut und Einbildung trennen euch von den Kühen auf der Weide, den Mäusen im Keller. Nur Demut und Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit bringt euch auf die richtige Bahn. Und jetzt ab in den Meditationsraum, und zwar sofort. Auf mit euch!

Unter dem neuen Regiment wollte es mit dem Meditieren überhaupt nicht mehr gehen. Kopfschütteln und gezischte Flüche über eine Aufgabe, die allen zu schwer war. Korrigieren, rief der Rinpoche, und der finster blickende Mönch schnellte aus der Hocke und drückte einem der Männer den Rücken gerade, ziemlich unsanft, wie Stefan Kündig schien. Dann stach der Rinpoche selber in die Reihe der Sitzenden und riss einem der Männer zuerst das Handy aus der Hand und ihn dann so heftig am Ohr, dass er sich abführen liess und mit gebeugtem Kopf, um dem Zug auf sein Ohr auszuweichen, dann dastand vor allen, sicher einen Kopf grösser als der Rinpoche, aber vollkommen hilflos. In die Ecke mit dir, rief der Rinpoche. Und was jetzt geschah, war noch erstaunlicher. Der Mann ging tatsächlich in die Ecke und blieb mit gesenktem Kopf dort stehen. Was war in ihn gefahren, dass er diese groteske Strafe über sich ergehen liess? Der nachdenklich gewordene und gleichzeitig ihm von Anfang an sympathischere der beiden Mönche verliess den Raum, Stefan Kündig schlich ihm hinterher.

Nein, er wisse auch nicht, was los sei, nein, er habe den Rinpoche auch noch nie so gesehen. Der Mönch sprach in nervösem Flüsterton, sein Englisch war kaum zu verstehen.

Es müsse doch einen Grund geben, meinte Stefan Kündig, weshalb hier plötzlich dieser Kindergarten ausgebrochen sei. Warum dieses kindische Getue, warum diese Schulmeistertöne aus dem letzten Jahrhundert? Nun erfuhr Stefan Kündig vom Mönch, dass auf dem Landgut bis vor wenigen Jahren schwer-erziehbare Jungen untergebracht waren.

Tatsächlich? Und Jungen, ausschliesslich Jungen?

Ja, sagte der Mönch.

Seltsam, ausschliesslich Jungen, und jetzt sind wir ausschliesslich Männer.

Das Heim gibt es noch immer, sagte der Mönch, unten im Tal, eine halbe Stunde zu Fuss entfernt.

Stefan Kündig wusste nicht, was er dort zu suchen hatte, aber ein bisschen frische Luft konnte nur guttun. Als er sich den

Häusern im Tal näherte und er den Verkehr sah auf der Strasse, das Treiben um den Supermarkt und die Eisenbahnlinie, da war alles, was sich oben ereignet hatte, nur noch ein schlechter Witz, dem man zu viel Ehre erwies, wenn man ihm auf die Spur kommen wollte. Hätte er Fahrkarte und Gepäck dabeigehabt, er wäre jetzt einfach abgereist, und auch so war er fast so weit, sich einfach in den nächsten Zug zu setzen und seine Zeit wieder vernünftigeren Dingen zu widmen. Er ging der Strasse entlang, links und rechts reihten sich Lagerhallen und Wohnhäuser in – wenigstens für Schweizer Verhältnisse – schäbigem Zustand, der ganze Ort war eine einzige langgezogene Ansammlung von Hässlichkeit. Das Haus, in dem das Heim untergebracht war, machte da keine Ausnahme, es bestand aus Betonplatten, zusammengehalten von rotgestrichenen Eisenrohren. Es war ein Bau aus den Siebzigern, der sicher schon längst zerfallen sein würde, wenn sich an den Gebäuden des Landguts auf der Anhöhe erst ein paar leichte Spuren von Alter zeigten. Wenn ich schon hier bin, dachte Stefan Kündig, kann ich auch hineingehen.

Es war der Heimleiter selber, ein mächtiger, ruhiger Mann, der sich für den überraschenden Besuch interessierte, zwar nicht recht schlau wurde aus seinem Anliegen, ihn aber an einen Tisch führte, ihm einen Kaffee brachte und einige Archivschachteln, in denen die Geschichte seines Heimes in Form von Jahresberichten, Jubiläumsschriften, Vorstandsprotokollen und Zeitungsausschnitten aufbewahrt lag.

Nach zwei Tagen die erste Tasse Kaffee. Stefan Kündig spürte, wie ihn ein Glücksgefühl durchpulste, ein Kribbeln vom Scheitel bis hinunter in die Zehen. Warum hatte er sich zwei Tage lang Kaffee verbieten lassen? Wie kam seine Frau überhaupt auf die Idee, dass er etwas für seine spirituelle Entwicklung, wie sie das nannte, machen sollte? Hatte er da wirklich ein Defizit? Er schüttelte seinen Kopf, nahm eines der Papiere zur Hand, las «über Gang und Stand unserer Armen-Erziehungs-Anstalt für Knaben auf der Grube», freute sich an Wendungen wie «Werk der Liebe», «sprechender Beweis göttlicher Güte», «Jesus in seiner Sünderliebe» sowie «unser ernstes Bestreben, sie zu Gottesfurcht, Gewissenhaftigkeit und Nachfolge Jesu zu erziehen». Das Stöbern in den Archivschachteln bereitete ihm einen tiefen Genuss. Offensichtlich hatte er auf dem Landgut oben beim ewigen Ein- und Ausatmen auch einen Entzug durchgemacht, was Buchstaben angeht. Er las von der «besonders freundlichen und heimeligen Hausatmosphäre» und wie die

Zöglinge an ihrem Geburtstag von ihrem Hausvater «glücksstrahlend» einen Segensspruch und ein Butterbrot entgegennehmen. Er las von einer Jubiläumsfeier, wo sogar ein Bundesrat mit dem putzigen Namen Gnägi anwesend war, samt einem Konzert der «Grubenmusik», er las Erfolgsgeschichten (aus dem kleinen schlimmen ist ein Bub geworden, der arbeiten kann, er wird es sicher durch das Leben bringen, wenn auch nur als Knecht), er las von zwei besonders begabten Zöglingen, die ins evangelische Seminar zur Lehrerausbildung geschickt wurden, ein Wagnis, wie der Hausvater in seinem Bericht schrieb, das ihm nicht leichtfiel, da Knaben aus Armenanstalten sich leicht überheben und hochmütig würden. Stefan Kündig las weiter, vielleicht war seine Buchstabensucht noch nicht befriedigt, oder dann hatte es ihn einfach hineingezogen in diese ihm so fremde Welt, die auch ihre dunkle Seite hatte. Er las von Brandstiftung – ein Zögling hatte in den dreissiger Jahren eine Scheune auf dem Landgut angezündet und wurde danach ins Irrenhaus gesteckt. Armer Kerl, dachte er und las im Bericht eines Heimvaters von der «reinsten Anarchie», die ausgebrochen sei – Buben holten sich Hühner und Kaninchen aus dem Stall, gingen in den Wald, wo sie Feuer machten, sie brieten und assen. Oder sie hauten einfach ab mit einem gestohlenen Velo Richtung Thun, wo sie die Kioske unsicher machten. Er las von Kopfnüssen, Ohrfeigen und sogar Stockschlägen, die ein Lehrer austeilte, und las von einer «angsterfüllten, gedrückten, servilen und pseudohöflichen Atmosphäre» und von Schülern, die aus Angst vor Körper- und Kollektivstrafen «wie Marionetten» funktionieren, schliesslich von einer weiteren Brandstiftung, mit der jemand, der sich als Bubenfreund bezeichnete und wohl einfach ein Ehemaliger war, auf das Anstaltselend aufmerksam machen wollte.

So, haben Sie gefunden, was Sie suchten? Der Heimleiter stand im Raum, es ging schon gegen Abend. Da Stefan Kündig nicht wusste, wonach er gesucht hatte, bedankte er sich für die Hilfe und ging. Er stand draussen und hatte entschieden, aufs Landgut zurückzukehren. Er wollte wissen, was da los war, wenn denn überhaupt etwas los war. Gut, ein Mann hatte sich am Ohr durchs Zimmer ziehen lassen, aber daneben war bisher nichts Ernsthaftes passiert. Und war denn die Sache mit dem Ohr wirklich ernsthaft?

Er stieg den Wald hoch und hörte schon von weitem die Schläge eines Hammers auf Metall oder Stein. Stefan Kündig

kam näher und sah, dass alle draussen versammelt waren. Der Rinpoche zog einen Vorschlaghammer auf und liess ihn niederdonnern. Wieder und wieder schlug er auf die Trümmer eines Handys ein, im Mundwinkel ein Speichelfaden, während bei manchem der Männer die Augen einen Tränenglanz hatten, hie und da auch eine Träne floss. Der Rinpoche war mit dem Handy fertig und nahm das nächste aus der Truhe.

Wem gehört das hier?

Jemand trat langsam hervor und stammelte etwas.

Kannst du nicht reden, dass man dich versteht, schrie der Rinpoche.

Es gehört mir, Vati, sagte der Mann mit einer seltsam hohen Stimme.

Und was machen wir nun damit?

Der Mann schwieg.

Der Rinpoche, noch lauter: Was machen wir nun damit?

Ohne die Antwort abzuwarten, begann der Rinpoche auf das Handy einzuschlagen. Der Mann zuckte bei jedem Schlag zusammen.

Plötzlich schien Stefan Kündig, dass der Rinpoche nicht Englisch, sondern Deutsch gesprochen hatte, sogar das Schweizerdeutsch dieser Gegend, was natürlich nicht sein konnte. Sein Blick traf auf den des Mönches, der ihn zu sich hinüberwinkte.

Sagen Sie mal, ist das noch Buddhismus, was hier abläuft?

Der Mönch schüttelte den Kopf und sagte: Gehen wir ein paar Schritte. Er wies ihn auf einen Weg, der bald in den Wald hineinführte. Der Hammer drang nur noch gedämpft hierher, Stefan Kündig wollte unbedingt hinhören, wenn der Rinpoche wieder zu sprechen anfängt, natürlich hatte er vorhin Englisch gesprochen, keine Frage, trotzdem wollte er sicher sein, was eigentlich nur dumm war, wie er sich eingestand. Da waren hinter den Bäumen hervor Stimmen zu hören, die er schon vom nächtlichen Ausflug ins Mückenklatsch-Seminar kannte.

Das ist gar kein Problem, ich war im Militär bei den Grenadiern, ich kenne mich mit Sprengstoff aus, sagte der Architekt.

Das Zeughaus wird sicher bewacht.

Was ist los mit euch? Mein Auto steht mit einem riesigen Kofferraum unten in Niederwangen, und bis Thun ist es höchstens eine halbe Stunde.

Unter dem Fuss des Mönches knackte ein Ast, sofort waren der Architekt und die beiden anderen Männer bei ihnen. Na, wen haben wir denn da?

Wozu braucht ihr Sprengstoff? fragte Stefan Kündig.

Wir müssen uns gegen das Unrecht wehren, sagte einer der Männer.

Stefan Kündig lachte laut heraus. Im Ernst, wenn ihr so unzufrieden seid mit dem Service hier oben, dann geht doch auf den nächsten Polizeiposten und erstattet Anzeige, bevor ihr es mit Sprengstoff versucht.

Darauf der Architekt: Gegen den Vati können wir nicht aussagen, wer glaubt schon einem Grubenbub.

Dann einer der Männer: Was machen wir mit ihnen, sie werden uns verraten.

Wir nehmen sie mit, sagte der Architekt.

Besser, wir fesseln sie hier an einen Baum.

Dann rufen sie um Hilfe.

Wir stecken ihnen einen Tannzapfen in den Mund.

Wir kommen freiwillig mit, sagte Stefan Kündig, und der Mönch nickte.

Sie umgingen das Landgut, von dem her noch immer Hammerschläge zu hören waren, und Stefan Kündig war an diesem Tag schon das zweite Mal unterwegs ins Tal hinunter. Der Heimleiter liess sich mit Vati ansprechen und die Zöglinge waren weitherum als Grubenbuben bekannt, davon hatte er vorher ebenso gelesen wie von brutalen Lehrern und von Buben, die im Wald gestohlene Hühner braten. Die niederen Geister verlangen ein Hühneropfer, wo hatte er das gelesen, genau, das Buch seiner Frau.

Du bist also ein Grubenbub, sagte er zum Architekten.

Tu nicht so blöd, bist selber einer.

Und wie kommt es, dass ein Grubenbub ein Auto besitzt? Und wie will so einer schon den Militärdienst hinter sich haben? Hey, du hast zu Hause Frau und Kinder und ein Architekturbüro, das blendend läuft, also lassen wir das hier.

Der Architekt blieb stehen und sah Stefan Kündig verdutzt an.

Du bist kein Grubenbub, ihr alle nicht, ihr seid erwachsene Männer, die einen Meditationskurs gebucht haben, weiter nichts.

Die drei Männer waren jetzt sehr verwirrt, ihre Gesichtsmuskeln zuckten in alle Richtungen, am schlimmsten sahs beim Architekten aus. Er verdrehte die Augen, öffnete und schloss zwanghaft den Mund, stöhnte dann und beugte sich vornüber, riss sich wieder hoch und schrie in gequältem Ton: Vielleicht hat der Grubenbub das Auto ja gestohlen, was weiss ich. Und mit der Grenadier-RS hat er vielleicht einfach einen Scheiss

erzählt, lügen und stehlen, das liegt bei so einem Grubenbub doch immer nah, aber dass sie in Thun im Zeughaus tonnenweise Sprengstoff haben, das ist kein Scheiss, und dass wir uns gegen den Vati wehren müssen, das ist kein Scheiss. Also los jetzt und aufhören, du mit deinem blöden Geschnurr.

Das kam alles ganz ehrlich aus tiefster Seele, keine Frage, irgendwas war mit diesen Männern geschehen. Aber sollte er, Stefan Kündig, deswegen gleich glauben, dass sie sich in Grubenbuben verwandelt hatten oder von deren Geistern ergriffen waren? Natürlich nicht. Es gab für alles eine Erklärung, nur lag sie manchmal nicht auf der Hand.

Stumm ging es den Wald hinunter nach Niederwangen. Auf dem Parkplatz vor dem Coop stand der Wagen, sie stiegen ein und fuhren los.

Das Radio war an, die Fenster runtergelassen, so gings auf die Autobahn. Der Fahrtwind schlug ins Wageninnere, am Radio lief Gölä, die Männer johlten: I hätt no viu blöder ta. Um die beiden Gefangenen oder was immer sie waren kümmerte sich niemand. Natürlich, auch das wäre eine Erklärung. In die Männer fährt der Geist von unerlösten Zöglingen, in den Rinpoche der Geist eines böartigen Lehrers, alles herbeigerufen durch das konzentrierte Atmen von 40 Männern. Das ging glatt auf und war glatter Blödsinn. Und dann ein Hühneropfer, um die Geister wieder zu besänftigen? Was dachte eigentlich der Mönch darüber? Und warum waren sie beide nicht auch von diesen Geistern befallen? Stefan Kündig wandte sich an den Mönch, schrie ihm ins Ohr. Der Mönch schrie zurück. Der Lärm im Auto war ungeheuerlich, das Englisch beiderseits mangelhaft, Stefan Kündig gab auf, sah aus dem Fenster. Sie fuhren an einem McDonalds-Drive-in vorbei. Stefan Kündig spürte seinen Hunger. Er hatte den ganzen Tag nichts gegessen, und vorher war einem ja nichts Nahrhaftes vorgesetzt worden, und natürlich kein Fleisch. Diese Geister würden sicher voll abfahren auf ein paar Chicken Nuggets, keine Frage. Dazu massig Pommes frites, dann wäre der Spuk bald vorbei. Aber er glaubte nicht an Geister und sah keinen Grund, hieran etwas zu ändern, nur weil ein paar Dinge passierten, für die er im Moment keine Erklärung hatte. Er glaubte an seinen Hunger, an seine Wut darüber, dass er in diesem Auto sass, in diesem Gegröle zusammen mit diesem Mönch und seinem fürchterlichen Englisch, es war einfach zu dumm. Später war es still, das Auto stand im Finstern vor einem Stacheldrahtzaun, der Architekt und die beiden Männer waren weg, der Mönch und Stefan Kündig

sassen eingesperrt im Wagen, ohne ein Wort. Wozu reden, Stefan Kündig fiel es immer schwerer, irgendeinen vernünftigen Gedanken zu fassen, er wollte nur noch, dass es aufhörte, alles, irgendwie. Die Männer kamen zurück, luden Kisten in den Kofferraum. Hatten sie es tatsächlich geschafft, ins Zeughaus einzubrechen? Was war los mit der Schweizer Armee, dass sie sich von Schulbuben bestehlen liess. Die Rückfahrt. Vorne unterhielt man sich über den Sprengstoff und wie er am besten wirkt.

In den Keller, dann fliegt das ganze Haus in die Luft.

Dann stehen immer noch zwei herum.

Es soll alles in die Luft fliegen.

Dann verteilen wir den Sprengstoff.

Das gibt zu viel zu tun.

Gleich unterhalb vom Landgut gibt es einen alten Stollen.

Wenn wir den Sprengstoff dort hochgehen lassen, stürzt oben alles ein.

Geil.

Der Stollen musste die Grube sein, von der Stefan Kündig am Nachmittag gelesen hatte, eine alte Lehmgrube, aus der auch Sandstein gebrochen wurde und die der Erziehungsanstalt und den Zöglingen ihre Namen gegeben hatte, Auf der Grube und Grubenbuben. Natürlich, man musste den Architekten und seine beiden Gehilfen abbringen von ihrem Vorhaben. Ob Geister oder nicht, der Sprengstoff schien echt zu sein, es waren Menschen in Gefahr. Er musste diesem Wahnsinn ein Ende setzen, sofort, keine Frage. Neben ihm war der Mönch laut geworden. Er beschimpfte die Männer im Auto als Saububen und Verbrecherbande, und zwar auf Schweizerdeutsch, was Stefan Kündig seltsam fand, aber warum seltsam, sie waren ja in der Schweiz. Der Mönch fing an, um sich zu schlagen, dazu sein Geschrei, man musste ihn loswerden. Der Architekt hielt den Wagen an, der Mönch wurde mit einer Ohrfeige zum Schweigen gebracht, dann an Händen und Füßen gepackt, durch die Luft geschwungen und ins angrenzende Maisfeld geworfen.

Eine halbe Stunde später war im Stollen alles fertig. Du warst ja doch bei den Grenadieren, sagte Stefan Kündig voll Bewunderung zum Architekten.

Was meinst du denn, auch Grubenbuben können es zu etwas bringen, jetzt müssen wir nur noch anzünden. Haben wir Feuer dabei?

Kopfschütteln von Seiten der beiden Männer. Stefan Kündig griff in seine Hosentasche und holte das Feuerzeug hervor.

Ein kühl gewordener Sommerabend, ein Cheminée, in dem die Scheite knistern, ein Glas Whiskey in der Hand, auf dem Tisch die Agenda mit der freigestrichenen Woche, die ihn nicht kümmerte, obwohl sie gleich anbrechen würde, er sah die Szene vor sich, es war erst wenige Tage her.

Gib her, sagte der Architekt.

Es ist mein Feuerzeug, sagte Stefan Kündig.

Gib schon her, sagte der Architekt.

Ich will selber, rief Stefan Kündig und bückte sich zur Zündschnur hin.

Gleich war da dieses Fünkeln und Zischen, das sich rasch voranfrass.

Weg hier, rief der Architekt.

Stefan Kündig trottete den Männern hinterher. Es gibt für alles eine Erklärung, dachte er, und sei es, dass ich gleich aus dem Schlaf erwache. Nein, es gab keinen Grund, plötzlich an Geistergeschichten zu glauben, auch nicht an diese, zu der als nächstes ein riesiger Knall gehörte.

Ein Blick
voraus



Wolfgang Hinte

**Eigenwille, Sozialraum
und flexible Erziehungshilfen –
zu Haltungen, Strukturen
und Finanzierung einer «guten»
Kinder- und Jugendhilfe**

Die Diskussion über den Umgang mit Kindern und Jugendlichen ist seit je davon durchzogen, dass – in vielfältigen Variationen – darüber nachgedacht wird, was für die nachwachsende Generation gut sei: was Kinder brauchen, wozu man Kinder erziehen solle und was «moderne» Lernziele seien. Unzählige Spielarten der Erziehungswissenschaft beschäftigen sich damit, wie – auf welche Art auch immer – Heranwachsende/Lernende «erzogen» werden können. Kinder sollen – je nach Konjunktur – selbstsicher, verantwortungsvoll, bindungsfähig, angepasst, aktiv, ursprünglich, kreativ, unabhängig, ordentlich, ausdauernd, phantasievoll, leistungsfähig, gehorsam, mündig, solidarisch, friedlich usw. werden. Doch schon die plakative und höchst interpretable Benennung der Lernziele lässt aufhorchen: Was heisst das denn konkret – Leistungsbereitschaft, Emanzipation, Höflichkeit, Kritikfähigkeit? Der unbedarfte Gebrauch wolkiger «Erziehungsziele» fördert immer wieder die Illusion, man könne tatsächlich systematisch «etwas aus Menschen machen».

Wenn ein Kind sich die guten Ratschläge seiner Grossmutter verbittet, ist es in den Augen so mancher Beobachterin schlichtweg unhöflich, während andere ein solches Verhalten «mutig», wieder andere es schlichtweg «trotzig» nennen würden. Oder wenn ein Jugendlicher seine Lehrperson darauf hinweist, dass ihre neue Frisur «völlig von gestern» sei, dann könnte man diese Aussage als «frech» beurteilen, man könnte aber auch über die «Offenheit» staunen oder die «Unbefangenheit» bewundern. Die (bürgerliche) negative Bewertung des Verhaltens anderer Menschen (zumeist Kinder) ist die Grundlage für jedwede erzieherische Aktion: Was den jeweiligen Erwachsenen gefällt, soll bitte so bleiben – was ihnen nicht passt, soll verändert, also «wegerzogen» werden! Das dahinterstehende, sowohl in Wissenschaft wie auch im alltäglichen Handeln immer wieder auftauchende erzieherische Weltbild hat eine gediegene Tradition: Schon der angeblich «grosse» Pädagoge Rousseau erweist sich als trickreicher Schurke, wenn er im Gewande einer kinderfreundlichen Erziehungslehre eine Mischung aus Zuneigung und Brutalität verabreicht (eine banale Variante von «Fördern und Fordern»): «Ich werde Emile manchmal aufwecken, aber weniger, damit er nicht zu lange schläft, als um ihn an alles zu gewöhnen, sogar daran, plötzlich aufgeweckt zu werden. Überdies hätte ich wenig Talent für meinen Beruf, wenn ich ihn nicht dazu brächte, von alleine wach zu werden und sozusagen nach meinem Willen aufzustehen, ohne dass ich ihm ein einziges Wort zu sagen hätte» (Rousseau 1968, S. 285). Oder: «Nur durch die

Macht der Dinge macht man es (das Kind, W. H.) sanft und gefügig» (ebd., S. 10). Oder: «Es gibt keine vollkommenerer Unterwerfung als die, der man den Schein der Freiheit zugesteht. So bezwingt man sogar seinen Willen. Zweifellos darf es tun, was es will, aber es darf nur das wollen, von dem ihr wünscht, dass es es tut» (ebd., S. 265/266). Der Wille eines Kindes zählt nicht – es sei denn, er ist bereits erzieherisch geadelt. Oder: Das Kind darf ein eigenes Gewissen haben – vorausgesetzt, es ist ein schlechtes.

Im Namen von Erziehung war jahrhundertlang (s. de Mause 1977; aber auch ..., S. 25) wirklich alles möglich: wegsperren, prügeln, misshandeln, schänden – mit dem Verweis auf irgendwelche Ziele, selbst zurechtgezimmert oder gerade gesellschaftlich gewollt, war man auf der sicheren Seite, und dies sowohl moralisch als auch rechtlich. Zur Not tröstete man sich damit, «immerhin einem gottgefälligen Werk zu dienen» (... , S. 16). Solange es mit Bezug auf die gute erzieherische Absicht weiterhin statthaft ist, über die Köpfe von betroffenen Menschen hinweg Ziele für sie zu formulieren und diese gegen die Energie und den Eigenwillen des betroffenen Menschen durchzusetzen, wird es immer wieder zu makaberen Situationen kommen, in denen «Erzieher» ihre eigene pathologische Verfassung zum Massstab für das Wohlergehen von Menschen machen. «Die Institution hat immer recht, und wenn etwas schief läuft, dann liegt im Einzelfall ein böswilliges, fahrlässiges oder tragisches Versagen vor» (... , S. 17).

In Politik und Feuilleton, aber auch im komplexen Alltag eines «Normalbürgers» gibt es immer noch die unausrottbare Vorstellung, Erziehung sei so etwas wie ein Verfahren, das bei richtiger bzw. gezielter und intensiver Anwendung gewünschte Ergebnisse im Verhalten von Menschen (am besten ganzer Generationen) zeitigt. Was es jeweils heisst, «gut erzogen» zu sein, differiert je nach Milieu, Epoche, Interesse der SprecherInnen oder Zustand einer jeweiligen Gesellschaft. Vorausgesetzt wird auf jeden Fall, dass es grundsätzlich möglich sei, «gut erzogen» zu werden – was immer auch darunter verstanden wird.

Menschen sind keine Maschinen

Wenn man sich genauer anschaut, was im alltäglichen Sprachgebrauch mit «Erziehung» gemeint ist, so stösst man immer wieder auf die Vorstellung, Menschen (insbesondere Kinder und Jugendliche) seien so etwas wie «triviale Maschinen». Wenn man sie genau beobachtet und analysiert sowie versteht, nach welchen Regeln sie funktionieren, könnte man sie durch gezielte Interventionen so steuern, dass sie das tun, was man will. Vergleichbar etwa mit einem Getränkeautomaten: Man wirft ein Geldstück ein, drückt auf die Taste «Kaffee schwarz», danach fällt ein Plastikbecher nach unten, in den heisser Kaffee eingefüllt wird. Der Apparat «funktioniert», und man kann (relativ) sicher sein, dass er nicht völlig unerwartet Limonade spendet oder («Verstehen Sie Spass?») den Kaffeetrinker mit Wasser besprüht. Wenn eine solche Maschine defekt ist, wissen Spezialisten, wie man sie repariert. Bei sehr komplizierten Maschinen muss man als Konstrukteur oder Reparaturgelegenheitlich gar ein Hochschulstudium absolviert haben, um das Ding zu beherrschen – man kennt sich dann unter Rückgriff auf zahlreiche Daten darin aus, solche Maschinen so zu beeinflussen, dass sie nach einem entsprechenden Input den gewünschten Output zeigen.

Vergleichbares wird von pädagogischen Institutionen verlangt. Mit Blick auf unerwünschte Verhaltensweisen etwa von Kindern und Jugendlichen wird gefordert, gleichsam die Technologie des Umgangs, den Input, die Interventionsstrategie so zu verfeinern, dass anschliessend die (von wem auch immer) gewünschten Produkte (Output) zu bewundern sind. «Mut zur Erziehung» wird immer dann gefordert, wenn publikationsmächtige Teile der Erwachsenengeneration unzufrieden sind mit ihnen lästigen Verhaltensweisen von Teilen der nachfolgenden Generation. Die Kinder und Jugendlichen sind nicht so, wie man sie gerne hätte – und wenn sie sich nicht aus eigenem Antrieb verändern, dann soll es «Erziehung» richten. «Gut erziehen», dafür sind insbesondere Schule und – wenn es ganz schwierig wird – Soziale Arbeit zuständig. Doch die Geschichte der Pädagogik ist auch eine Geschichte lauter Niederlagen. Andere «zu etwas» zu erziehen ist ein aussichtsloses Unterfangen. Was haben die Kinder nicht alles gegen die Erwachsenen durchgesetzt? Micky Maus, Tarzan, Fix und Foxi, Bravo, He-Man-Figuren, Gameboys, Videospiele, Kriegsspielzeug, Satellitenschüsseln, exzessiver Fernsehkonsum, Internet bis zum Umfallen: allesamt Produkte der Konsumgesellschaft, vor denen



Unterstützen statt erziehen

die jeweilige Elterngeneration – in der Regel vertreten durch ErzieherInnen, LehrerInnen und SozialarbeiterInnen – nachdrücklich gewarnt hat («Das schadet dir nur!» oder, wenn nichts mehr fruchtete: «Du wirst schon sehen, was du davon hast.»), von denen Kinder indes ausserordentlich angetan waren und zu denen sie sich nur in Ausnahmefällen irgendwie dreinreden liessen. Die Kids hatten immer schon ein gutes Gespür dafür, was Eltern und Pädagogenzunft auf die Palme bringt («Die heutige Jugend, die sich zum Teil gegen jede Autorität auflehnt, lehnt demnach jede ernstgemeinte Erziehung ab» – Jahresbericht «Auf der Grube» 1971, S. 2). Und diese versuchten dann, anstatt sich einfach nur darüber zu ärgern, was der Nachwuchs machte, ihm seinen Spass unter Zuhilfenahme fadenscheiniger pädagogischer Argumente auszureden. Gegen die Interessen der Kinder standen in der Regel Eltern, ErzieherInnen, SozialarbeiterInnen und LehrerInnen, auf Seiten der Kinder stand immer die Vergnügungsindustrie: eine seltsam anmutende Allianz, die aber möglicherweise verdeutlicht, dass jene, die angeblich immer nur das Beste für die Kinder wollten, nicht immer nur deren Interessen vertraten.

Indes: Noch keiner Generation ist es gelungen, die jeweils nachfolgende in der gewünschten Form aufzustellen. Man empört sich über die «heutige Jugend», zuckt resigniert die Achseln oder ruft nach «den Behörden», man beschwört den Untergang des Abendlandes oder der nationalen Tradition – und vergisst dabei völlig, dass man eine Generation zuvor «auf der anderen Seite» das Opfer ähnlich lautender Klagen war.

Insbesondere neuere Thesen aus der systemtheoretischen Diskussion (Kleve 2010) unterstützen indes eine *erziehungskritische* Einstellung. Mit geradezu antipädagogischem Impetus (s. dazu v. Braunmühl 1975; Hinte 1980) weisen manche systemisch denkenden WissenschaftlerInnen darauf hin, dass Erziehung nicht nur ein schwieriges, sondern ein geradezu unmögliches Geschäft sei: Ein anderes «System» zielgerichtet steuern zu wollen sei geradezu ausgeschlossen und könne nur schiefgehen. Nicht nur unter pragmatischen Gesichtspunkten lässt sich daraus die Folgerung ziehen, am besten gleich mit diesem Geschäft aufzuhören. Man muss sich seine Niederlagen ja nicht auch noch selber bereiten.

Die Haltung und innere Einstellung derjenigen Personen, die als «Erziehende» fungieren, ist letztlich wesentlich für eine nicht-erzieherische Umgangsweise. Dies hat insbesondere die Debatte um erziehungskritische Ansätze («Antipädagogik») deutlich gemacht, die in der etablierten Pädagogik nur widerwillig geführt wurde. Wenn Kinder oder andere «zu Erziehende» tendenziell als unfertige Wesen gesehen werden, die es aus einer Haltung der Überlegenheit heraus zu formen gilt (egal, ob man das nun offen autoritär oder partnerschaftlich macht), so wird das immer zu einer kommunikativen Subjekt-Objekt-Situation führen, geprägt durch vermeintliche Überlegenheit, Besserwisserei und Unoffenheit der Erziehenden. Wer sich etwa darüber Gedanken macht, was Kinder *brauchen*, zeigt schon in der Art der Fragestellung, wes Geistes Kind er ist. Wenn ich jemanden frage: «Was brauchst du?», degradiere ich bereits in der Fragestellung den Angesprochenen zu einem vermeintlich bedürftigen Objekt, das etwas benötigt – meist zugleich verbunden mit der Suggestion, dass ich es ihm (grosszügig) geben könnte. Eine alternative Haltung dagegen ist gekennzeichnet durch das Bemühen, herauszufinden, was mein Gegenüber *will*. Die Suche nach dem Willen der Menschen (manche sagen: nach seinen Interessen oder Bedürfnissen) führt mich zu dem aktiven Subjekt, das (völlig unabhängig von meiner erzieherischen Absicht) eine eigene Weltsicht, einen eigenen Willen hat, der ihm zwar nicht immer im klassisch bürgerlichen Sinne reflexiv bewusst ist, den es aber im Kontakt zu PartnerInnen, die es als wollendes Subjekt mit spezifischen Interessen akzeptieren, entdecken und formulieren kann. Der von heranwachsenden und erwachsenen Menschen geäusserte Wille mag nicht immer das Herz der Fragenden erfreuen: Ein Wille ist potentiell subversiv,

Erziehung durch Vorbild?

er ist nicht berechenbar, gelegentlich lästig und störrisch, nicht domestizierbar und folgt keinem pädagogischen Plan. Aber er ist Ausdruck eigensinniger Individualität und führt zu den psychischen Kraftquellen des Menschen, aus denen er Energie und Würde schöpft. Die Alternative zu einem erzieherischen Akt ist also eine kommunikative Situation, in der die Beteiligten sich wechselseitig respektieren, sich über ihre Interessen klarwerden, sie mitteilen und darüber verhandeln und dann versuchen, die entsprechenden Situationen so zu gestalten, dass man möglichst vielen Interessen gerecht wird, vielleicht auch denen der jeweiligen Institution – aber bei Bedarf auch (institutionell gesehen) subversiv agiert oder konfliktreich miteinander verhandelt.

Die Funktion von (professionellen oder laienhaften) PädagogInnen besteht dann darin, Bedingungen für solche Dialoge zu schaffen und sie zu organisieren: Es bedarf bestimmter Regeln, die man aushandeln und benennen muss (etwa: keine Gewalt!), es bedarf bestimmter Umfeldbedingungen, für die man sorgen kann (etwa: beheizte Räume), es bedarf unterschiedlichster Ressourcen (etwa: Honorare für einen Dolmetscher), und es bedarf einer guten Organisation des Dialogs (wohlgemerkt: nicht der erzieherischen Interaktion!).

Sind ErzieherInnen in einem solchen Prozess Vorbilder? Hier liegt eine weitere Falle für ohnehin erziehungsanfällige Menschen. Wer bestimmte Verhaltensweisen nur deshalb an den Tag legt, weil er meint, Vorbild sein zu müssen, und hofft, dass andere Menschen durch diese Verhaltensweisen angeregt werden, ein ähnliches Verhalten an den Tag zu legen, handelt im klassischen Sinne als trickreicher Erzieher, eben mit der Hoffnung, «etwas aus Menschen zu machen». Wer indes deshalb ein bestimmtes Verhalten an den Tag legt, weil er von diesem Verhalten (aus welchen Gründen auch immer) überzeugt ist und mit einem eigenen Erfahrungshintergrund dazu steht, hat viel grössere Chancen auf Wirkung als jemand, der sich zusammenreisst und ein möglicherweise nicht authentisches Verhalten an den Tag legt, weil er hofft, dass andere das irgendwie beeindruckt. Wer also Vorbild ist, um als Vorbild zu wirken, wird scheitern – wer aber aus innerer Überzeugung für sein Verhalten einsteht, wird wahrscheinlich eher Eindrücke hinterlassen («be-ein-drucken»). Man kennt das aus dem Fernsehen: Wer sich dort *bemüht*, freundlich zu sein, hat eine andere Ausstrahlung als diejenigen, die freundlich *sind*.

Wenn der Rektor einer Schule sich darüber ärgert, dass die Kinder ständig Papier und Abfall auf dem Boden liegen lassen, und wenn er sich vornimmt, seine SchülerInnen durch sein Modell zu «erziehen», dann wird er sich demonstrativ mit vorwurfsvollem Blick bücken und das eine oder andere Papier aufsammeln. Er tut das also deshalb auf diese Weise, weil er andere durch sein Modell (sein Vorbild!) dazu motivieren will, es ihm nachzutun. Der vorwurfsvolle Blick weist ihn jedoch als jemanden aus, der das, was er tut, nur mit Blick auf andere tut, und damit schwächt er sich selbst: Vermutlich wird er seine Schüler nerven und eher mitleidvolles Grinsen hervorrufen. Wenn er sich dagegen deshalb bückt, weil ihn dieses Papier wirklich stört und er somit seinen Teil dazu beiträgt, dass der Boden sauber bleibt, so steigt zumindest die Wahrscheinlichkeit, dass er als authentische Person wahrgenommen wird und gleichzeitig seine Schüler nicht moralisch unter Druck setzt, das Gleiche zu tun. Glaubwürdigkeit ist häufig besser bei der Gestaltung von Zusammenleben als andere Menschen bedrängende Moral.



Arrangements bereitstellen

Wenn das erzieherische Menschenbild ersetzt wird durch ein stärker personenbezogenes (manche würden sagen: systemisches), dann müssen wir nicht mehr darüber nachdenken, was wir aus unseren Kindern machen wollen oder sollen, sondern eher darüber, welche Bedingungen wir bereitstellen können und wollen, damit Kinder und Jugendliche ihre eigenen Ziele (die zu formulieren wir durchaus Hilfestellung anbieten können) möglichst erfolgreich erreichen können. Dabei steht uns nicht zu, über diese Ziele zu urteilen. Wir dürfen Meinungen dazu äussern, uns ärgern, schimpfen oder freuen, aber nicht moralisch bewerten.

Das zehnjährige Mädchen, das fest entschlossen ist, Popstar zu werden, dessen Eltern aber ebenso entschlossen sind, aus dem Kind eine Ärztin zu machen, wird sich keinen Deut um das von den Eltern gesetzte Ziel scheren. Die Eltern-Kind-Beziehung indes wird beachtlich gestärkt, wenn die Eltern das Ziel des Kindes ernst nehmen (und zwar nicht mit der Attitüde: «Eigentlich kann das Kind das ja noch gar nicht übersehen») und es dabei unterstützen, den einen oder anderen Schritt zur Verwirklichung des Traumes zu tun. Die Zehnjährige wird entweder tatsächlich ein Popstar, oder aber sie wird nach einiger Zeit auf dem Boden der Tatsachen landen und sich vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen ein neues Ziel setzen. Oder: Der 13jährige Junge, der im Heim lebt und wild entschlossen ist, Preisboxer zu werden, kann durchaus bei diesem Vorhaben unterstützt werden: Man kann ihm helfen mit Informationen über diesen Job, man kann – nicht moralisierend – auf die Chancen und Risiken dieses Milieus hinweisen, und man kann ihm ein paar Hanteln kaufen, damit er trainieren kann. Gleichzeitig hat er sich im Heim an die Regeln zu halten, dass er mit seinen überbordenden Kräften den anderen Jugendlichen keine Gewalt antut.

Wichtig ist, dass die hinter dem Willen stehende Energie respektiert und dabei so mit der Realität konfrontiert wird, dass der Wille keine Verurteilung erfährt und gleichzeitig Optionen am Horizont erscheinen, die ebenfalls attraktiv und realistisch sind. Wenn indes das Motiv der Erwachsenen darin besteht, die Jugendlichen von ihrem Vorhaben abzubringen, wird das nur Widerstand hervorrufen; wenn dagegen die Erwachsenen tatsächlich akzeptieren, dass Jugendliche sich anders entscheiden, als sich die Erwachsenen das wünschen, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie mit ihren Vorschlägen die Jugendlichen zumindest erreichen.

Es ist nicht Aufgabe der Erwachsenenwelt, für die nachfolgende Generation Ziele zu formulieren, sondern die Verantwortung der jeweiligen Erwachsenengeneration besteht darin, immer wieder Arrangements zu treffen bzw. Bedingungen zu gestalten («soziale Räume gestalten»), in denen sich «Subjekte» (etwa Kinder und Jugendliche) so entwickeln können, wie sie es bestimmen (man mag sagen: wie es ihnen gemäss ist). In diesen Kontexten treten wir zu den Personen in Beziehung und gestalten Situationen – aber wir erziehen nicht im Rousseau'schen Sinne und massen uns nicht an, zielgerichtet in das Leben anderer Menschen einzugreifen, ohne dass diese uns darum bitten oder dazu beauftragen.

Die Zehnjährige, die partout Popstar und nicht Ärztin werden will, ist nicht uneinsichtig, widerständig oder rebellisch, sondern hat schlichtweg andere Interessen als die sie umgebende vermeintlich fürsorgliche Erwachsenenwelt. «Andere Interessen haben» ist im Leben eine völlig normale Kategorie, und man muss schlichtweg darauf schauen, ob ich mit meinen Interessen andere Menschen schädige (etwa meine Eltern) oder ob man da oder dort miteinander verhandeln muss. Bei einer Verhandlung jedoch haben alle beteiligten Parteien die gleichen Rechte.

Dies ist kein Plädoyer für den Rückzug von Erwachsenen aus ihrem Kontakt zu Kindern und Jugendlichen. Es geht nicht darum, «Kinder sich selbst zu überlassen», sondern um eine klar definierte Form eines aufrechten, nicht von listigen Absichten durchzogenen Kontakts. «Agogische Arbeit ist Empowerment und wird als Entwicklungsbegleitung verstanden» (Rahmenkonzept Schulheim Ried, S.8). Ein solcher Zugang zum Thema Erziehung hat weitreichende Folgen für professionelles Handeln in Schule und Sozialer Arbeit.

In Schulen und anderen Institutionen ist es völlig aussichtslos, Menschen zu etwas zu motivieren. Sie tun ohnehin, was sie für richtig halten, und entziehen sich jedweder pädagogisch ambitionierten Form, sie zu etwas zu bringen, das sie nicht wollen. Professionelle PädagogInnen und Leitungskräfte können aber aufmerksam herausfinden, über welche Stärken, Interessen und schlummernden Potentiale die Menschen verfügen, für die sie zuständig sind, und dann solche Bedingungen (atmosphärisch, strukturell, gruppenspezifisch usw.) schaffen, in denen es leichter fällt, individuelle Interessen und Stärken mit den jeweiligen Zielen der Institution zu vereinbaren. Es geht also nicht darum, Motivation zu schaffen, sondern vorhandene Motivation zu suchen und

mit hoher Aufmerksamkeit diese individuellen «Energiestränge» mit den Anforderungen des Kontextes in Einklang zu bringen oder auch sichtlich erfolglose Unterfangen rechtzeitig zu beenden.

Dabei geht es nicht darum, etwa Menschen «zu bessern», sie auf den vermeintlich rechten Weg zu bringen oder sie pädagogisch zu betreuen. Vielmehr ist es angesagt, Bedingungen bzw. Arrangements bereitzustellen, in denen auch Menschen mit ungünstigen Ausgangsbedingungen und in prekären Lebensverhältnissen ihre je eigene Form, mit dem Leben zurechtzukommen, entwickeln und leben können, ohne dabei andere Menschen zu bedrohen oder zu bedrängen, und dies immer in kluger Kombination von gesellschaftlichen Ressourcen (etwa gesetzliche Regelungen) und Potentialen der jeweiligen Menschen.

Erziehung ist somit weniger eine Tätigkeit, bei der Menschen geführt oder geformt werden, als vielmehr die Kunst, für gelegentlich sehr unterschiedliche Menschen günstige Bedingungen zu schaffen (also neue Ressourcen zu entwickeln oder vorhandene Bedingungen zu verändern) und in diesen Arrangements mit den Menschen gemeinsam die Gegenwart so zu gestalten, dass möglichst viele der Beteiligten (einschliesslich der professionellen PädagogInnen) ein möglichst hohes Mass an Zufriedenheit finden.

Nun stehen wir in einer langjährig gepflegten Tradition von Spezialisierung (man denke nur an die «Knabenerziehung»), Aussonderung (in speziellen Gebäuden am Rande der Stadt oder auf dem Land, s. dazu ...) und pädagogischer Besserwisserei («Ich weiss schon, was gut für dich ist»), und obgleich diese Tradition bis heute wirkt und die institutionelle erzieherische Landschaft durchzieht, wird an einigen Stellen mit ihr gebrochen, mal zaghaft, mal eruptiv. Damit das nicht nur vereinzelt und zufällig geschieht, bedarf es einiger stützender Bedingungen und zuvorderst eines fachlichen Konzepts.

Sozialraumorientierung: Ein Fachkonzept für professionelle soziale Arbeit

Auf den oben genannten Überlegungen zu Menschenbild und Haltung in professioneller Pädagogik gründet nun das sogenannte Fachkonzept «Sozialraumorientierung», das sich als Handlungsfolie für jedwede berufliche Tätigkeit in Sozialer Arbeit, Schule und Erziehungshilfe, aber auch in der Behindertenhilfe und der Altenarbeit vielerorts bewährt hat. Es lässt sich anhand der folgenden fünf Prinzipien konkretisieren (s. dazu auch Hinte/Treess 2011, S.45 ff).

1. Orientierung am Willen der Menschen

Fachkräfte orientieren sich an den geäußerten Interessen und dem Willen der Menschen, sie erfragen aufmerksam ihre Lebensentwürfe, anstatt darüber nachzudenken, was wohl «gut» ist «für» die Leute. Dabei wird präzise unterschieden zwischen «Wünschen» (die zu erfüllen *nicht* die Aufgabe professioneller Arbeit ist) und dem «Willen» (von dem Energie ausgeht und der als Grundlage für ein Arbeitsbündnis dient). Wenn Menschen mit der Formulierung eines Bedarfs die Verantwortung für die dafür notwendigen Handlungsschritte an die fragende Instanz delegieren, haben sie keinen *Willen* artikuliert, sondern mehr oder weniger offen einen *Wunsch* zu Gehör gebracht, für dessen Erfüllung andere zuständig sind. Die Konfrontation mit solchen Wünschen stellt eine ständige Verführung für jede Fachkraft dar. Wenn Fachkräfte sich darin gefallen, Wünschen nachzukommen oder gar die alleinige Verantwortung für die Veränderung von Lebensbedingungen oder ganze Biografien zu übernehmen, manövrieren sie sich in eine ausweglose Situation. Zum einen sind sie mit derlei Aufgaben völlig überfordert, und zum anderen nehmen sie den wünschenden Menschen die Möglichkeit eigener Aktivität. Der Wille der Menschen ist eine wesentliche Kraftquelle für Aktivitäten zur Gestaltung des eigenen Lebens. Ohne einen für alle Beteiligten erkenntlichen Willen gibt es keine wirkliche Koproduktion einer entsprechenden Leistung. Ein Wunsch ist eine Einstellung, aus der heraus ich erwarte, dass ein bestimmter für mich erstrebenswerter Zustand durch die



Achte meinen
Eigenwillen.
Er ist Chance und
Ressource.

Aktivität einer anderen Person oder einer Institution hergestellt wird. Eine Wunsch-Haltung ist gekennzeichnet durch den Mangel an eigener Tätigkeit sowie durch die angefragte/erbetene/geforderte Aktivität von anderen.

«Nun haben wir zu jeder Zeit viele Wünsche, und längst nicht alle werden zu einem Willen. Wenn sie es werden, dann haben sie gegenüber den übrigen Wünschen die Oberhand gewonnen und sind handlungswirksam geworden. Ein Wunsch muss also eine bestimmte Rolle erfüllen, um ein Wille zu werden: Er muss uns in Bewegung setzen» (Bieri 2007, S.37)

Der Wille ist eine Haltung, aus der heraus ich selbst nachdrücklich Aktivitäten an den Tag lege, die mich dem Erreichen des von mir erstrebten Zustandes näher bringen. Dabei habe ich einige Ressourcen zur Erreichung des Zustandes selbst in der Hand. Welche konkreten Schritte das sein können und wer dabei in welchem Umfang welche Unterstützung leisten kann, ist Gegenstand bei der Klärung des Arbeitsbündnisses.

Vorstellungen darüber, was die Menschen «wollen sollten», verstellen leicht den Blick für ihre selbst definierten Interessen. Die aufmerksame, respektvolle Suche nach dem Willen der Menschen kann nicht ersetzt werden durch eine scheinbar begründete Vorabdefinition eines «wünschenswerten» Willens oder durch Vermutungen über «eigentlich» vorhandene Interessen. Nur im direkten Kontakt, nur durch den interessierten Blick auf die höchst individuelle Situation des einzelnen Menschen erschliesst sich der häufig verborgene, nicht auf den ersten Blick ersichtliche, manchmal nur schwer formulierbare und mitunter erst nach mehreren Anläufen erkennliche Wille – bis hin zu dem «Willen hinter dem Willen», der plötzlich in dem Moment auftaucht, da man feststellt, dass der gerade erarbeitete (vermeintliche) Wille keine sonderliche Zugkraft für die Entwicklung von entsprechenden Zielen darstellt.

Die Orientierung am Willen darf indes nicht dazu führen, dass man in die stumpfe Naivität des neoliberalen Merksatzes verfällt, der da heisst: «Die Leute könnten ja, wenn sie nur wollten.» Die Erkundung des Willens dient nicht dazu, die Menschen in schlichter Weise daran zu erinnern, «dass sie ja selbst schuld» seien. Insofern ist es von hoher Bedeutung, dass ein Wille sich immer nur auf Zustände bezieht, die man mit eigener Kraft nach eigener Einschätzung auch wirklich erreichen kann. Wenn Ziele von Behörden für andere Menschen definiert werden oder im

Aushandlungsprozess die Sichtweisen der Fachkräfte dominieren und daran entlang Ziele entwickelt werden, degenerieren diese leicht zu einem Instrument sozialstaatlicher Repression, indem nämlich den Betroffenen in einem methodischen Akt die Verantwortung für ihre prekäre Situation einseitig zugeschoben wird. Deshalb noch mal in aller Deutlichkeit: Bei der Suche nach dem Willen konzentrieren wir uns auf solche Inhalte, Zustände und Situationen, die nach Einschätzung der Betroffenen vorrangig durch eigene Kraftanstrengung, aber auch unter Nutzung professioneller Unterstützung und sozialstaatlicher Leistungen realistisch erreichbar sind.

Ein zentraler Baustein eines sozialräumlichen Konzepts besteht folglich im grundsätzlichen Respekt vor dem Eigensinn der Menschen, der die Grundlage für eine Haltung ist, aus der heraus die jeweils subjektiven Entscheidungen der Menschen nicht bewertet, zensiert oder gar verurteilt, sondern als Ausgangspunkt für Kooperation, Abstimmung oder auch Auseinandersetzung genommen werden. Und gleichzeitig wird mit der Realität konfrontiert, mit «harten Fakten», die einen Willen in keiner Weise diskreditieren, seiner Erfüllung aber Grenzen setzen. Etwa:

- ▶ Ich habe ein psychisches oder körperliches Handicap, und das setzt mir Grenzen.
- ▶ Es gibt in diesem Land Gesetze, und wer die nicht befolgt, wird polizeilich verfolgt.
- ▶ Wenn ich mit meinen Handlungen Menschen zu Opfern mache, werden in unserem Land die Opfer geschützt.
- ▶ Wenn ich meine Kinder misshandle, wird das Jugendamt mit Auflagen tätig.
- ▶ Und überhaupt: Ich habe die Konsequenzen meiner Handlungen zu tragen.

Auch wenn professionelle Fachkräfte einer Familie in einem Zwangskontext begegnen (speziell im Bereich des Kinderschutzes), spielt die Arbeit am Willen eine grosse Rolle. So können einer Familie durchaus Auflagen für die Gestaltung einer kinderfreundlichen Umgebung gemacht werden (eine Wickelkommode kaufen, bestimmte Hygieneregeln einhalten usw.), und gleichzeitig kann die professionelle Fachkraft mit den Leuten erkunden, welche Ziele sie sich in ihrem Leben setzen und was sie tun können, diese Ziele zu erreichen (und gleichzeitig gilt: Die Auflagen werden erfüllt!).

2. Unterstützung von Eigeninitiative und Selbsthilfe

«Die Leute da abholen, wo sie stehen» ist ein gern benutzter Merksatz in Sozialer Arbeit und Pädagogik. Auf den ersten Blick klingt das ja auch ganz anständig: Wir arbeiten nicht über die Köpfe der Leute hinweg, sondern holen sie da ab, wo sie sich (räumlich und/oder emotional) befinden. Die Tücke dieses Satzes erschliesst sich indes erst bei genauerem Hinsehen. Abholen? Zum einen gibt es Leute, die dort bleiben wollen, wo sie sind, und zum anderen steckt in der Chiffre vom «abholen» die nicht auszurottende Vorstellung einer vermeintlich menschenfreundlichen Pädagogik, man wisse schon, wo die Leute hin sollten, und müsse sie deshalb «abholen». Historisch war es durchaus ein Fortschritt, dass Pädagogik und soziale Arbeit sich dort hinbewegten, wo die Menschen lebten, und sich auf deren Weltdefinitionen einliessen. Doch solange die Begegnung «auf Augenhöhe» dadurch beeinträchtigt wird, dass man sie nur deshalb inszeniert, weil man die bedürftigen Individuen «abholen» will, bleibt diese Interaktion lediglich eine im Kern noch perfidere Variante einer erziehungsfixierten Pädagogik, die auf Bildern vom «guten» Menschen gründet oder auf – je nach Konjunktur wechselnden – Vorstellungen über «gelingendes Leben» auf dem Hintergrund der bürgerlichen Normalbiografie.

Selbsthilfekräfte zu unterstützen bedeutet ausdrücklich nicht, staatliche Instanzen bzw. – ganz konkret – pädagogisches Fachpersonal von sozialstaatlich garantierter Leistungserbringung zu entlasten. Ein Inhalt der professionellen Leistung – nicht der einzige! – ist ja genau eine die Menschen immer wieder darauf orientierende Haltung, dass sie selbst die Verantwortung für die Bewältigung ihrer Lebenssituation tragen. Dabei gibt es zahlreiche rechtlich verbrieft wie auch jeweils in der Interaktion auszuhandelnde Unterstützungsleistungen (Gespräche, Unterricht, Vermittlung, Begleitung), die seitens der Fachkräfte erbracht werden müssen, wobei diese Leistungen in der Regel ihre Wirkung erst dann entfalten, wenn sie anschlussfähig sind an die Ressourcen der leistungsberechtigten Menschen. Übereilte gut gemeinte Aktivität, allzu mitleidvolles Engagement, die zupackende Erledigung bestimmter Aufgaben oder auch die von den betroffenen Menschen oft geforderte und anschliessend mit Dank belohnte souveräne Ressourcenerschliessung («Können Sie das Formular nicht für mich ausfüllen?» oder «Schreiben Sie doch die Bewer-

bung für mich, Sie können das viel besser») verhindern geradezu die gern beschworene, aber zu selten systematisch geförderte Eigenaktivität der Betroffenen.

Wenn ein 14jähriger Jugendlicher morgens pünktlich um 7 Uhr aufstehen will, um zur Arbeit zu kommen, und damit Schwierigkeiten hat, so wäre es im sozialräumlichen Konzept die Aufgabe der sozialen Arbeit, dafür ein Arrangement bereitzustellen: einen Wecker, eine Vereinbarung mit den Geschwistern, ihn zu wecken, oder die Telefonnummer eines Weckdienstes. Eher unpassend wäre es, den Jugendlichen selbst zu wecken.



Wer im Rahmen der Arbeit einer Mieterinitiative, im Fall einer überschuldeten Familie, in der Begleitung eines behinderten Menschen oder auch bei der Gestaltung eines Gruppennachmittags mit Kindern welche Aktivität sinnvoll zu leisten hat, muss spezifisch je nach Situation entschieden und verhandelt werden. Nicht diejenigen Fachkräfte sind die besten Fachkräfte, die mit kurzfristig grossem Erfolg beeindruckende Aktivität entwickeln und dafür von ihren KlientInnen geschätzt und manchmal gar geliebt werden, sondern diejenigen Fachkräfte sind nach «sozialräumlichen» Standards kompetent, die in der Lage sind, auf der Grundlage einer aufmerksamen Erkundung der Interessen/des Willens der Menschen mit diesen Menschen gemeinsam Pläne zu entwickeln bzw. Kontrakte zu schliessen, bei denen alle Beteiligten im Rahmen ihrer Möglichkeiten zum Gelingen des jeweiligen Unterfangens beitragen. Wer dabei grundsätzlich dazu neigt, stellvertretend *für* die Leute zu handeln, oder gar zu wissen meint, was gut und hilfreich für die Betroffenen sei, wird regelmässig in eine der überall aufgestellten Fallen im unübersichtlichen Beziehungsgelände tappen. Denn man nimmt durch undifferenziert eingesetzte eigene Aktivität den Menschen die Möglichkeit, selbst die Erfahrung zu machen, «dass ich es ja kann». Würde erhalten Menschen nicht dadurch, dass sie alimentiert werden, Leistungen erhalten oder mildtätige Gaben, sondern vielmehr dadurch, dass sie unter Aufbietung eigener Kräfte (und durchaus unter Nutzung sozialstaatlicher Leistungen und sozialarbeiterischen Beistands) prekäre Lebenssituationen meistern.

3. Konzentration auf die Ressourcen

a) der Menschen:

Sozialraumorientierte Ansätze richten ihr Augenmerk immer auf die Stärken von Menschen, die sich oft sogar in den vermeintlichen «Defiziten» abbilden. Ein wegen Diebstahls verurteilter Jugendlicher ist möglicherweise genau der Richtige, um auf die Gruppenkasse aufzupassen; die von ihrem Mann und ihren Kindern genervte Frau blüht oft auf als Sprecherin des Quartiervereins; der zurückgezogene, eigenbrötlerische ältere Herr ist gelegentlich als Zauberkünstler *die* Attraktion auf dem Quartierfest; die Jugendliche, die bei Manor klagt wie ein Rabe, besitzt ausgezeichnete Voraussetzungen für eine Karriere als Kaufhausdetektivin. Nun verlangt dieser – fachlich völlig unstrittige – Hinweis auf die Potentiale, Fähigkeiten, Kompetenzen, Stärken (eben: Ressourcen) eine nicht unbeachtliche Reflexions- und Interaktionsleistung von den professionellen Fachkräften. Denn immerhin sind sie ja konfrontiert mit einer Fülle einschränkender Lebensbedingungen und daraus erwachsender «Probleme» für die in diesen Bedingungen lebenden Menschen. Diese definieren sich selbst ja als «nicht ganz in Ordnung», defizitär, unzureichend, problembehaftet oder geradezu von Gott und der Welt verlassen. Da mag die Suche nach Ressourcen bei oberflächlicher Betrachtung als zynisches Ablenkungsmanöver von tatsächlicher Inkompetenz erscheinen, oder sie kommt angesichts geradezu erdrückender Problemlagen den Fachkräften gar nicht erst in den Sinn.

Nun ist der Hinweis auf die Potentiale und Ressourcen, die jeder Mensch besitzt, mittlerweile schon fast ein «alter Hut», denn spätestens seit der Verbreitung der Beratungs- und Therapieansätze aus der Humanistischen (neuerdings der «Positiven») Psychologie, aber auch und insbesondere im Gefolge systemischer Ansätze gehört es zum guten Standard, auf die Ressourcen von Menschen hinzuweisen und sie wertzuschätzen. Irritierend wirkt deshalb, dass in zahlreichen Fällen eben die Ressourcen der Betroffenen bei der Analyse und vor allen Dingen beim Handeln der Professionellen in der sozialen Arbeit kaum eine Rolle spielen. Das hat unter anderem damit zu tun, dass Leistungsgesetze (durchaus nachvollziehbar) immer auf Bedarfslagen orientieren, die sich daraus ergeben, dass seitens einer staatlich legitimierten Instanz ein Zustand konstatiert wird, der eine Leistungsberechtigung begründet. Somit steht «bezahlte» pädagogische Arbeit in der widersprüchlichen Situation, dass sie ständig anhand bürokratischer

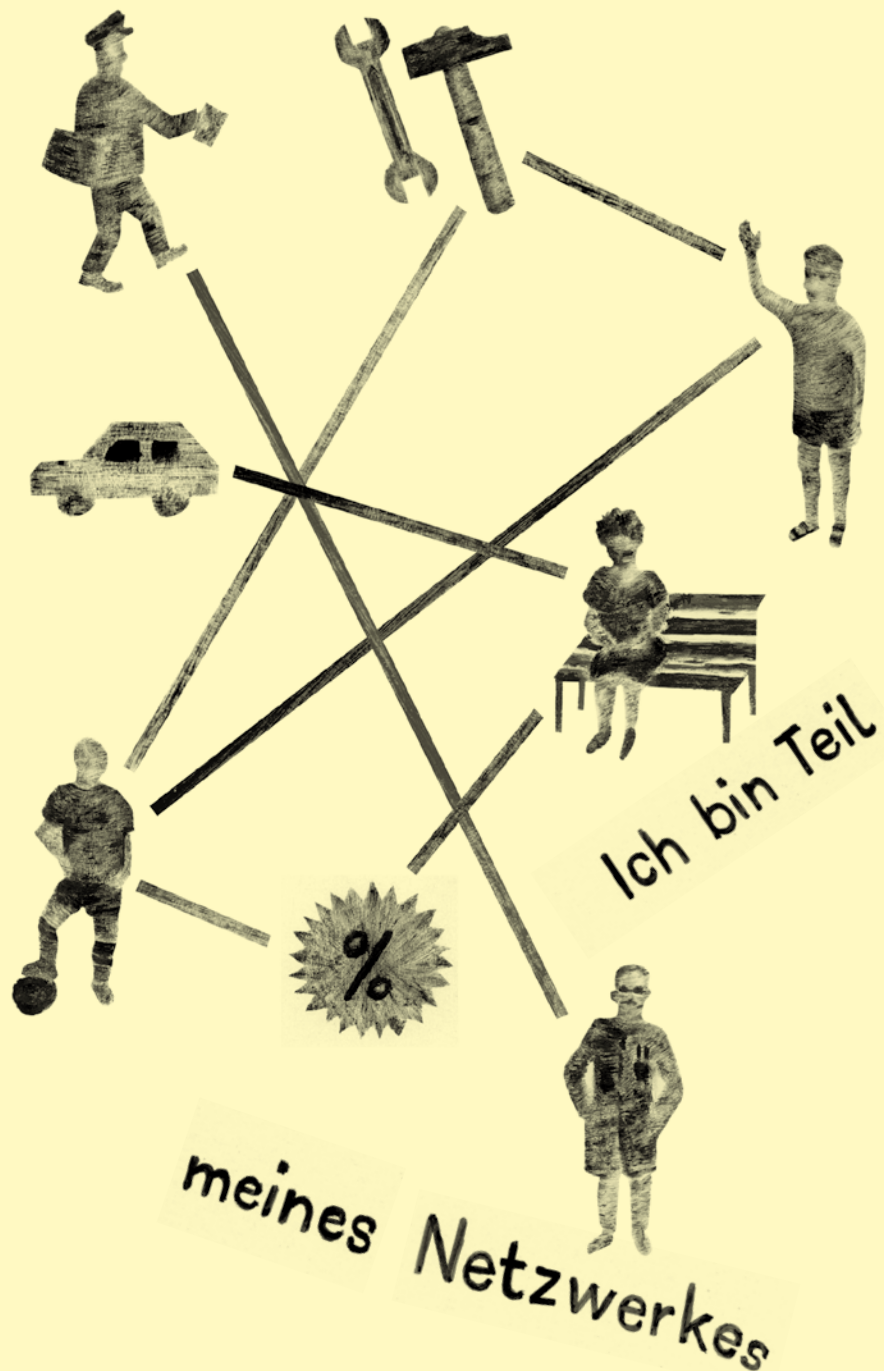
Vorgaben «Defizite» konstatieren muss, um überhaupt Leistungen zu rechtfertigen, und gleichzeitig Ressourcen erheben soll, damit eben diese an defizitären Lagen orientierten Leistungen möglichst hochwertig und wirkungsvoll erbracht werden können. Gesetzliche Vorschriften, leistungsbegründende Verfahren, das Ringen um den finanziellen Umfang von Leistungen sowie Sparzwänge in den öffentlichen Budgets orientieren die Fachkräfte bei ihren täglichen Interaktionen nachdrücklich auf eine Sichtweise, in deren Mittelpunkt der notleidende, defizitäre, ohnmächtige oder bedürftige Mensch steht. Im Kontext relativ grosser finanzieller Spielräume gilt es mancherorts geradezu als grundlegende sozialarbeiterische Fähigkeit, mit einer Defizit-Diagnostik möglichst viel an finanziellen und anderen Leistungen zu begründen, um damit wesentliche Duftmarken im Kampf um soziale Gerechtigkeit zu setzen. Zwar klagt man gelegentlich darüber, man müsse die Menschen erst «kaputt schreiben», um überhaupt gesetzliche Leistungen gewähren zu können, doch wird das durchaus auch mit professionellem Stolz gesagt, denn durch dieses Nadelöhr zu sozialstaatlichen Leistungen gelangen die KlientInnen zumeist nur auf der Grundlage einer entsprechend klug formulierten sozialarbeiterischen oder – besser noch – psychologischen Diagnose. Nun ist dieser Teil der Bedarfsfeststellung durchaus eine wichtige Disziplin im potentiell unendlichen sozialarbeiterischen Mehrkampf, doch wenn durch die Engführung des institutionellen und sozialarbeiterischen Blicks bereits zu Beginn eines Fallverlaufs der Fokus in kaum noch veränderbarer Art und Weise auf (vermeintliche) Defizite gerichtet wird, so ist es im weiteren Fallverlauf enorm schwierig, den Blick zu weiten, zu wenden oder gar «eine andere Brille aufzusetzen».

b) des Sozialraums:

Sozialräumliche Ressourcen gibt es in allen Regionen und Milieus zuhauf, auch wenn es häufig auf den ersten Blick so scheint, als seien manche Quartiere oder Regionen so sehr durch eine mangelhafte Ressourcenausstattung geprägt, dass die Rede von Potentialen oder Netzwerken eher zynisch klingen könnte. Zahlreiche Erfahrungen in sozialräumlicher Praxis, aber auch sozialwissenschaftliche Untersuchungen belegen den Einfallsreichtum der Menschen, wenn es darum geht, auch unter widrigen Bedingungen und in brüchigen Lebensverhältnissen durch Kooperation, Cleverness und Solidarität noch das Beste für sich herauszuholen.

Aktive oder aktivierbare Netze reichen über Verwandte, Freunde, entfernte Bekannte und Nachbarn über den Postboten, den Hausarzt, die Gemeinde-Caritas, die Skatbrüder bis hin zu OrtpolitikerInnen, GeschäftskundInnen oder zum Versicherungsvertreter/zur Versicherungsvertreterin. Über solche Netze erhält man Tipps für einen billigen Einkauf, Hinweise auf Rabattaktionen, Warnungen vor der einen oder anderen Supermarktkette, man kann sich ein Bügeleisen oder eine Heckenschere ausleihen, sich Ratschläge für Kindererziehung holen, sich einen preiswerten Handwerker empfehlen lassen oder nach jemandem fahnden, der einen günstigen Gebrauchtwagen verkauft.

Diese zahlreichen, ein Wohnquartier prägenden Ressourcen, die häufig sowohl quantitativ als auch qualitativ nicht unbedeutend sind, liegen häufig nicht im Blickfeld der für Begleitung und Unterricht zuständigen Fachkräfte. Somit wird der leistungsberechtigte Mensch, der Einzelfall, gleichsam losgelöst von seinem sozialen Umfeld ausschliesslich durch professionelle Ressourcen «bearbeitet», die an vielen Stellen durch lebensweltlich-sozialräumliche Ressourcen ergänzt, ersetzt oder zumindest angereichert werden könnten. Doch nur wer sich im Sozialraum auskennt, kann die dort vorhandenen «Schätze» nutzen und im Sinne des professionellen Auftrags einsetzen bzw. mit den eigenen Möglichkeiten kombinieren. Somit ist offenkundig, dass im Sozialraum nicht verankerte Institutionen, bar jeglicher Kenntnisse über sozialräumliche Netzwerke und ohne «Hinterbühnen-Einsicht», nur schwerlich in der notwendigen Breite und mit entsprechender Zielgenauigkeit mit den vielfältigen, vom Einzelfall zunächst unabhängigen Ressourcen umgehen können. Das grosse Potential dieser häufig fern von der behördlichen Sozialarbeit existierenden lebensweltlichen Ressourcen wird trotz ausufernder Ressourcen-Rhetorik nicht annähernd ausgeschöpft (s. dazu auch Möbius/Friedrich 2010; Bestmann 2013).



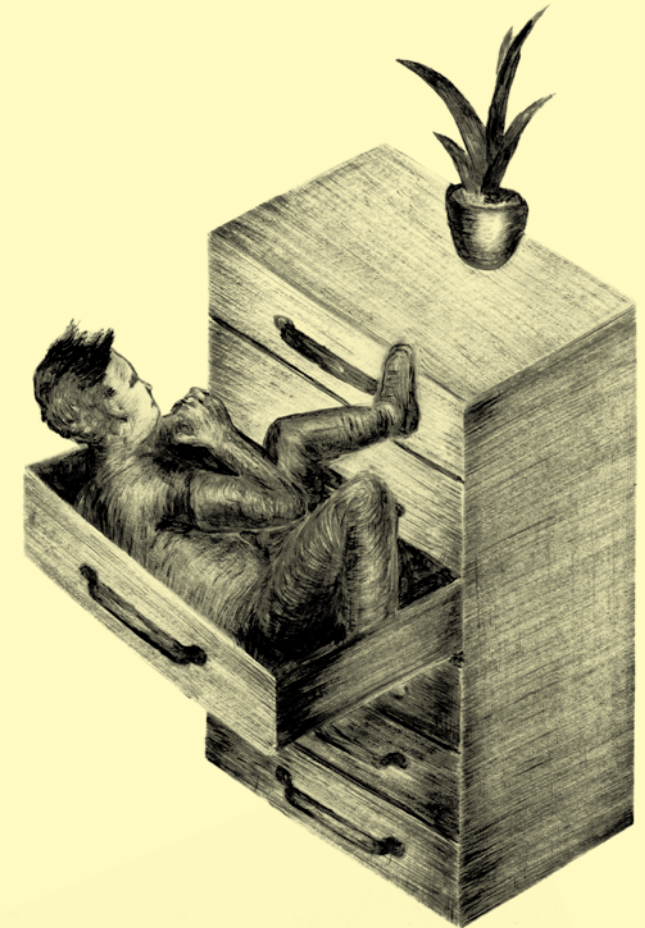
4. Zielgruppen- und bereichsübergreifende Sichtweise

Das sozialraumorientierte Konzept ist gekennzeichnet durch eine übergreifende, den jeweiligen Kontext berücksichtigende Herangehensweise an ein Wohngebiet und die dort lebenden Menschen. Im Vordergrund steht nicht die zur Zielgruppe degradierte Randgruppe («AusländerInnen», «gewaltbereite Jugendliche», «alleinerziehende Frauen» usw.), sondern zahlreiche Individuen mit höchst unterschiedlichen Betroffenheiten. Der einzelne Mensch wird nicht vorrangig als Exemplar einer statistisch erfassbaren Kohorte (Nationalität, Generation, Geschlecht usw.) gesehen, auf den alle Eigenschaften des Durchschnittsexemplars dieses Kollektivs zutreffen, sondern als höchst eigenartige Person mit konkreten Themen und Interessen.

Eine in manchen Projekten bedauerlicherweise vorab vorgenommene Definition (um nicht zu sagen: Etikettierung) bestimmter Betroffengruppen führt leicht zu einer engen, auf Zielgruppen bornierten Arbeit, bei der übersehen wird, in welchem Ausmass die Angehörigen der jeweiligen Gruppe in einen sozialräumlichen Kontext eingebunden sind. Wer mit Arbeitslosen und SozialhilfeempfängerInnen arbeitet, muss auch mit den Unternehmen in einem Wohngebiet arbeiten; wer mit Kindern und Jugendlichen arbeitet, muss auch mit Erwachsenen arbeiten; wer mit Frauen arbeitet, muss auch mit Männern arbeiten; und wer mit AusländerInnen arbeitet, muss auch mit Einheimischen arbeiten. Unter Verzicht auf vorgängige Etikettierungen wird also die Aufmerksamkeit auf den gesamten Stadtteil und die gesamte Wohnbevölkerung gerichtet. Folglich ist es auch sinnvoll, spezielle Aktivitäten «für» bestimmte Zielgruppen in ohnehin bestehende gebietsbezogene Aktivitäten sozialer Arbeit zu integrieren und somit die Definition von «Problemgruppen» nicht von vornherein vorzunehmen.

Der übergreifende, kontextbezogene Blick in einem sozialräumlichen Konzept zeigt sich auch in dem ständigen Bemühen, Sektoren ausserhalb des engen sozialen Bereichs in die gestaltende und unterstützende Arbeit einzubeziehen. Die materielle Wirklichkeit der Menschen in einem Quartier wird durch Tätigkeiten im sozialen Bereich nur marginal beeinflusst. Viel bedeutsamer sind etwa die Wohnungsbauunternehmen, Regionalplanung, Schulpolitik, Wirtschaftsförderung oder lokale Beschäftigungspolitik. Wenn sich soziale Arbeit von diesen Bereichen entkoppelt oder sich gar allenfalls als larmoyante Feuerwehr oder Ausputzerinstanz

versteht, isoliert sie sich ohne Not und beraubt sich so mancher Möglichkeit zur Verbesserung der Lebenssituation ihrer Klientel. Auch wenn durch Gesetze, bürokratische Vorgaben und parzellierte Verwaltungsbereiche die komplexen Problemlagen in Wohngebieten zergliedert werden, müssen die dortigen Ressourcen immer wieder am konkreten Fall bzw. im konkreten Wohngebiet zusammengeführt werden. Mit bereichsübergreifendem Blick entwickeln sozialräumlich arbeitende Professionelle Projekte unter Beteiligung etwa von lokalen Unternehmen, zahlreichen kommunalen Ämtern und Vereinen bzw. Gruppierungen, die von Tierzucht über Sport, Ökonomie, Religion oder Kultur bis hin zu quasi-sicherheitsdienstlichen Aktivitäten alle möglichen Bereiche eines Quartierlebens abdecken. Dabei geht es sowohl darum, sich der in diesen Sektoren liegenden Ressourcen zu bedienen und sie zu nutzen, als auch darum, die jeweils eigene Fachkompetenz des «Sozialen» für diese Sektoren zu verdeutlichen; oder es geht um gelegentlich lästig fallende Anregungen oder fordernde Einmischungen in diese bzw. widerständige Aktionen gegen diese Sektoren.



**Ich passe in
keine Schublade.**

5. Kooperation und Koordination

Angesichts einer auf das gesamte Quartier als auch auf die jeweiligen Problemlagen bezogenen ganzheitlichen Sichtweise verbieten sich für die Entwicklung von Problemlösungsstrategien Einengungen auf Zuständigkeitsbereiche von Institutionen sowie auf die Mitglieder einer Konfession, Nationalität, Generation, Schicht oder eines Geschlechts. Folglich lebt dieses Konzept geradezu von der Bereitschaft, mit allen AkteurInnen zu kooperieren bzw. sie zur Kooperation anzuregen.

Was sich heute so selbstverständlich anhört, hat eine noch nicht mal sonderlich lange Tradition. Die für Kinder, Jugendliche und Familien zuständigen Behörden dachten bis vor wenigen Jahren nicht im Traum daran, mit irgendeiner Instanz im Wohnquartier zu kooperieren, geschweige denn mit Blick auf andere AkteurInnen systematisches Kooperationsmanagement zu betreiben. Sie verstanden sich als Eingriffs- oder Schutzbehörde, die für Einzelfälle zuständig war, und sahen Initiativen in Wohnquartieren eher mit Skepsis. Die hatten keine gesetzliche Grundlage, handelten «aus dem Bauch heraus» (also fachlich bedenklich), äusserten – gelegentlich recht lautstark – Ansprüche an die Behörden und beschwerten sich sogar über Versäumnisse seitens der Ämter, und manchmal kamen sie gar dem Amt in die Quere. Zumindest programmatisch änderte sich diese Haltung in den 80er und 90er Jahren. Kooperation war und ist mittlerweile auch in kommunalen Ämtern angesagt, aber lange Zeit musste man die meisten MitarbeiterInnen doch noch zum Jagen tragen. Kooperation bedeutete Mehrarbeit, und über die eigenen Fälle bzw. die eigene Zuständigkeit hinaus irgendwelche Aktivitäten zu koordinieren, stand weder in der Arbeitsplatzbeschreibung, noch war innerhalb der Kollegenschaft damit irgendein Blumentopf zu gewinnen. Dass es heute zahlreiche Vernetzungsgefässe gibt, ist angesichts dieser Geschichte gar nicht so selbstverständlich.

Heute werden in gebietsbezogen angelegten Projekten über vielfältige Foren («Vernetzung») im Wohnquartier tätige (professionelle und ehrenamtliche) AkteurInnen aus verschiedenen Bereichen angeregt, Absprachen zu treffen, Kooperationen bezogen auf Einzelfälle, Gruppierungen und Aktionen einzugehen und gemeinsame Projekte zu entwickeln und durchzuführen.

Sozialraumorientierung als fachliches Konzept besteht im Kern aus diesen fünf Prinzipien; die AkteurInnen lassen sich aber bei

deren Realisierung geradezu hemmungslos von allen möglichen herkömmlichen und aktuellen methodischen Ansätzen beeinflussen. Sozialraumorientierung ist damit nicht eine neue «Theorie», kein mit anderen «Schulen» konkurrierender Ansatz, sondern eine unter Nutzung und Weiterentwicklung verschiedener theoretischer und methodischer Blickrichtungen entwickelte Perspektive, die als konzeptioneller Hintergrund (Fachkonzept) für das Handeln in zahlreichen Feldern sozialer Arbeit dient.



Gemeinsam gewinnen!

Das Wohngebiet als Bezugsgrösse für die Organisation sozialer Arbeit

Wenn sich ein Träger sozialer oder pädagogischer Arbeit mit dem Willen, im Interesse der Betroffenen in deren Sozialraum gestaltend zu wirken, als anschlussfähig an die ins Auge genommene Lebenswelt erweisen will, muss er als sinnstiftende Folie eine Steuerungsdimension wählen, die wesentlich durch die Lebenswelt und weniger durch die Bürokratie bestimmt wird. Eine bedeutende Dimension im Alltag vieler (gerade benachteiligter) Menschen ist das Wohnquartier, also der Ort, an dem die Menschen leben, einen Teil ihrer Freizeit verbringen, den sie auf ihre je eigenartige Weise gestalten, wo sie einkaufen, Kontakte pflegen oder ihr Auto abstellen. Wer sich als Motor einer anregungsreichen Lebenswelt im Sinne der Interessen von Kindern, Jugendlichen und Familien versteht, muss in Struktur und Management stärker den Erfordernissen der Lebenswelt folgen als denen der Abteilung, der Immobilie oder der Finanzierungslogik. Dazu bedarf es einer Organisation, die zum einen im Kern straff ist und im guten Sinne bürokratisch funktioniert, zum anderen aber an den Rändern so offen und flexibel ist, dass sie sich den wechselnden Entwicklungen in den Quartieren «anschmiegen» kann. Aktivierende Arbeit, Ressourcenmobilisierung mit den Menschen im Wohnquartier, Nutzung der Sozialraumressourcen etwa bei der Fallbearbeitung, fallunspezifische Arbeit in Kooperation mit anderen Bereichen usw. sind zentrale Handlungsformen, die heute noch häufig zurückstehen hinter der Konzentration auf den Einzelfall, die Auslastung des Hauses oder die sture Einhaltung überzogener bürokratischer Verfahren.

Das Wohngebiet ist als Steuerungsdimension zweifach bedeutsam. Zum einen geht es immer darum, soziale Räume zu gestalten und Menschen in ihrem Lebensraum zu unterstützen, zum anderen dient es der Qualität der Einzelfallarbeit, wenn Ressourcen des sozialen Raumes genutzt bzw. systematisch solche Ressourcen aufgebaut werden, die bei der Ausübung des gesetzlichen Auftrags den sozialen Diensten nutzen können. Das Wohngebiet kann zudem ein integrierendes Bezugselement für verschiedene Abteilungen, Träger und Zielgruppen darstellen. Insofern müssen sich die Wohngebiete auch in der Struktur einer Organisation abbilden.

Die Aufgabe des Managements besteht darin, die verschiedenen Steuerungsdimensionen auf eine Art und Weise in der jeweiligen Organisation abzubilden, dass sie sich ergänzen, und zwar

immer mit Blick auf den originären fachlichen Auftrag. Die übermässige Dominanz einer der Steuerungsdimensionen wird dazu führen, dass diese eine Eigendynamik entwickelt: Sie wird zum Selbstzweck gepflegt und der Auftrag dabei aus den Augen verloren. Eine zu starke Immobilienorientierung etwa verführt dazu, den Erhalt des Hauses als Ziel jeglicher Tätigkeit in den Vordergrund zu stellen; eine zu starke Fallorientierung macht unsensibel für die Eingebundenheit des Falls in sein Feld und die dort vorhandenen Chancen und Einschränkungen; eine zu starke Abteilungsorientierung führt zu Team- und Fachegoismen jenseits des fachlichen Auftrags; und eine zu starke Zielgruppenorientierung isoliert die als bedürftig erkannte Randgruppe von ihren vielfältigen Bezügen innerhalb der Lebenswelt und zu anderen AkteurInnen. Wenn das Wohngebiet, also der geografische Raum, als zentrale Steuerungsdimension akzeptiert wird, kann sich dies z.B. in einer Matrixorganisation abbilden oder in der Konstruktion von regionalen Einheiten oder Teamzuständigkeiten, auch über Trägergrenzen hinweg.

Die Einrichtungen des Sozialwesens stärker gebietsbezogen auszurichten und zu verzahnen scheint sich angesichts der gewachsenen traditionellen Strukturen in der sozialen Arbeit schwierig zu gestalten. Aus zahlreichen Forschungs- und Begleitprozessen (s. dazu Haller u.a. 2007) in regionalisierten Systemen wissen wir, dass es selbst bei ausgewiesenen InnovationsträgerInnen immer wieder zu mentalen Abstechern in die alte Logik kommt, so dass doch wieder der Erhalt der Immobilie, die Zuteilung von (finanzierungssichernden) Fällen oder der interne Teamfrieden im Vordergrund stehen. Jeder in einem Wohngebiet agierenden Einrichtung wird eine Öffnung auf mehreren Ebenen abverlangt: zum einen in das Wohnquartier hinein und zum anderen hin zu den übrigen Institutionen, die sich vielleicht in einem ähnlichen Prozess befinden. Nicht zu unterschätzen sind dabei die allorts wirkenden Beharrungskräfte: Die Unberechenbarkeit des Wohnquartiers bringt zahlreiche der in vielen Jahren entwickelten Abläufe und Rituale durcheinander, und die Transparenz der eigenen Arbeit ist angesichts der kritischen Blicke anderer Einrichtungen nicht gerade Anlass für institutionellen Frieden. Bei Störungen von aussen entwickelt jedes System auch solche Kräfte, die den Rückzug auf Gewohntes fordern und dazu führen, sich in bewährter Weise abzuschliessen, auch um sich vor allzu viel Innovation zu schützen. Insofern kann es durchaus sinnvoll sein, in manchen Phasen eines Umbau-Prozesses «das Tempo rauszunehmen», um die jeweiligen AkteurInnen nicht unnötig zu überfordern.

Beziehungsarbeit und Ökonomie: Wer zahlt wann wieviel?

Die Unterstützung von gelingendem Aufwachsen wird in der Regel familiär oder zumindest in verwandtschaftlichen Kontexten erbracht und ist damit für die öffentlichen Kassen zunächst unmittelbar kostenlos. Natürlich fließen in familiäre Unterstützungsleistungen die Tätigkeiten öffentlich geförderter Institutionen wie öffentliche Kinderbetreuung, Schulen, offene Kinder- und Jugendarbeit, Familienbildung usw. ein; den familiären Netzen werden Institutionen angeboten, die ihnen die Unterstützungsaufgabe erleichtern. Diese Situation ändert sich, wenn – aus welchen Gründen auch immer – Kinder gefährdet sind, auffällig werden, der Gesellschaft zur Last fallen, Entwicklungsrückstände aufweisen – wenn also die Unterstützungsleistung des familialen Kontextes nicht ausreicht, um dem heranwachsenden Menschen wirklich ein gelingendes Leben zu ermöglichen. Für diesen Fall gibt es (in der Schweiz wie auch in vielen anderen Ländern) unterschiedliche Leistungsgesetze, die es ermöglichen, auf der Grundlage eines behördlichen Beschlusses einem einzelnen Kind bzw. einer einzelnen Familie «auf den jeweiligen Fall» bezogen Leistungen zukommen zu lassen: sozialpädagogische Familienhilfe, Sonderbeschulung, Heimunterbringung, betreutes Wohnen usw. Zur Erbringung dieser Leistungen stehen zahlreiche Institutionen bereit, die nur deshalb existieren, weil es diesen staatlich konstatierten oder von den Familien angefragten Unterstützungsbedarf gibt, und die – strukturell gesehen – geradezu darauf warten, dass Kinder endlich unterstützungsbedürftig werden, weil nur bei genügender Auslastung die jeweilige Einrichtung überleben kann. Insofern hat – wiederum nur strukturell gesehen – keine der zahlreichen Einrichtungen im Bereich der erzieherischen Hilfen ein Interesse daran, Kinder frühzeitig so zu unterstützen, dass die familialen Netze weiterhin tragen und die Menschen alleine klarkommen, nein, sie müssten eher dazu beitragen, dass Kinder «auffällig» geschrieben werden, damit sie dann mit ihrem Arsenal an Immobilien, Personal und gutem Willen auf den Plan treten können. Sicherlich wird dann von vielen Einrichtungen gute Arbeit in dem gewünschten Sinne geleistet, dies jedoch auf einem durch geradezu kapitalistische Gesetze geprägten Markt: Das staatlicherseits diagnostizierte Kind «wandert» an eine Einrichtung, und möglichst an eine solche, die einen Platz frei hat, die fachlich ausgewiesen ist in dem jeweils diagnostizierten Symptom und die

einen vereinbarten Pflegesatz hat. Je länger ein Kind bei einem Leistungserbringer verbleibt, desto länger fließt das Geld, und somit gibt es auch keine strukturellen Anreize, die staatlicherseits geförderten Unterstützungsleistungen möglichst bald zu beenden, denn damit würde ja auch das «gesicherte» Entgelt entfallen und man hätte entweder einen leeren Platz oder müsste sich auf ein neues Kind einstellen. Bei aller (guter) moderner Programmatik von Inklusion, Autonomie, Lebensweltbezug und Empowerment (s. dazu Peters/Koch 2004): Solange nicht die Finanzierungsinstrumente und Diagnoseverfahren stärker vom Einzelfall weg hin zum sozialen Raum orientieren, verbleibt das gesamte System in diesem volkswirtschaftlichen Irrsinn: Wir helfen den Benachteiligten, aber tun dies erst dann, wenn sie «richtig» benachteiligt sind, und dies mit Mitteln, die vorrangig den einzelnen Menschen im Blick haben und nicht seine lebensweltlichen sozialräumlichen Netze. Dies ist sozialarbeiterisch unververtretbar, ganz zu schweigen von den Folgen für die öffentlichen Haushalte.

Sozialräumliche Finanzierung

Vor diesem Hintergrund sind angesichts ständig wechselnder, heterogener und immer komplizierterer lebensweltlicher Problemlagen sowie eines wachsenden Drucks auf die öffentlichen Haushalte Finanzierungsansätze gefragt, die folgenden Kriterien gehorchen sollten:

► Sie müssen orientieren auf sozialräumlich erbrachte Dienstleistungen: Nur bei konsequenter territorialer Orientierung entfaltet sich die ganze Palette an fachlich wünschenswerten Aspekten (etwa der stärkere Einbezug lebensweltlicher Netze zur Unterstützung der Familien, der systematische Aufbau fallunspezifischer – aber immer auf potentielle Fälle bezogener – Strukturen, eine integrierte Leistungserbringung in einem Mix aus professioneller Tätigkeit mit anderen Leistungsbereichen aus den verschiedenen Sozialgesetzen sowie ehrenamtlicher und nachbarschaftlicher Tätigkeit und eine durch «kurze Wege» gekennzeichnete familienaktivierende Arbeit im Rahmen von stationären Settings).

► Sie müssen den durch Akquise-Verhalten und Konkurrenz geprägten Markt schrittweise ablösen durch eine kooperative Träger-Kultur, die über ein Fachcontrolling einem kontinuierlichen Qualitätswettbewerb unterzogen wird. Dazu benötigen die Leistungserbringer ein gewisses Mass an Planungssicherheit, und zwar durch flexibel bewirtschaftbare Budgets.

► Sie müssen konsequent Anreize bieten, passgenaue Massnahmen jenseits der Kategorien ambulant, teilstationär und stationär zu entwickeln und durchzuführen. Solange das Vorhalten von Plätzen, die Auslastung von Einrichtungen sowie die Spezialisierung auf bestimmte Symptome finanziell gefördert werden, wird kein Träger strukturelles Interesse daran entwickeln, flexibler mit Immobilien umzugehen bzw. flexibel arbeitendes Personal einzustellen, das sowohl in Familien, «am Jugendlichen» sowie in einem Gruppensetting – im Ausnahmefall auch mal in einer Immobilie – arbeiten kann.

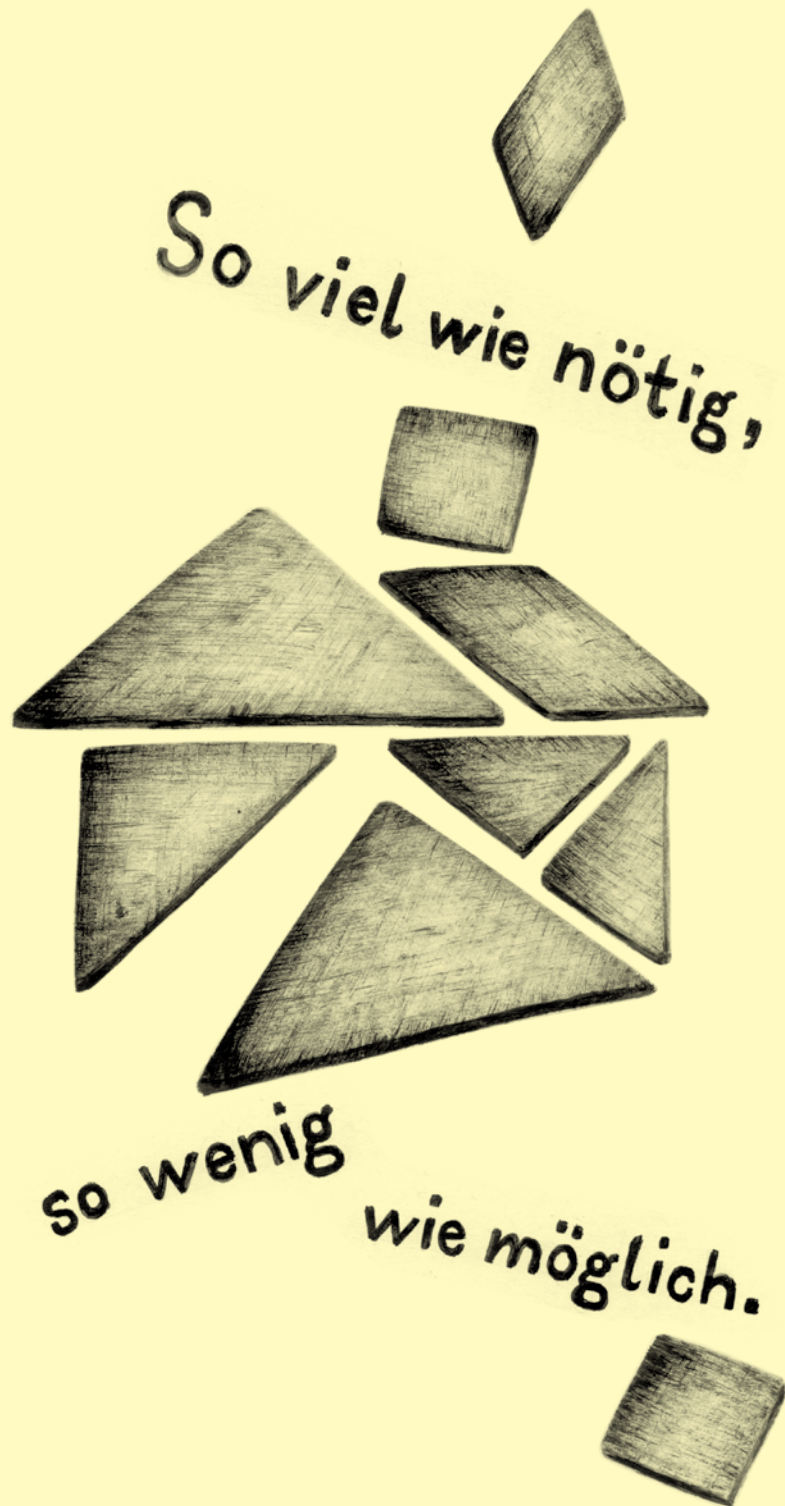
► Sie müssen Anreize bieten, die tarifverhandlungsähnlichen Debatten um Leistungsentgelte abzuschaffen zugunsten einer bürokratisch und verhandlungstechnisch unaufwändigen Finanzierungskultur, die dadurch geprägt ist, dass bestimmte Summen mit an bestimmte Indizes gebundenen Steigerungsraten bezogen auf bestimmte Räume sowie die ganze Stadt einen Rahmen bilden für die Leistungserbringung, der – selbstverständlich

nur bei nachvollziehbar sich mehrenden Leistungsansprüchen – erweitert werden kann.

► Sie müssen an einfach zu erhebenden Wirkungsfaktoren orientiert sein, die sich nicht abbilden in seitenlangen Entwicklungsberichten, sondern konsequent auf mit den Betroffenen formulierte Ziele und deren Erreichung bezogen sind. Einfach gesagt: Solche Träger sind gut, denen es gelingt, mit möglichst wenig Aufwand die passenden Unterstützungssettings für die Familien bereitzustellen, damit diese die von ihnen selbst formulierten Ziele erreichen und von Hilfe unabhängig werden.

Die Aufgabe der zuweisenden Instanzen in einem solchen Kontext verändert sich substantiell. Die Behörden sind nicht mehr die «Fallverteiler», die je nach Fall den am besten geeigneten Träger aussuchen. Vielmehr konzentriert sich der Zuweiser auf die systematische Erarbeitung von Willen und Zielen der Betroffenen (also die Hilfeplanung), auf den Akt der grundsätzlichen Bewilligung der Leistung und auf die Kontrolle des Systems der Leistungserbringer sowie auf die ständig neu zu leistende Gestaltung der lokalen Trägerlandschaft. Verglichen mit der derzeitigen Praxis spart man dabei viel Zeit. Die Entgeltverhandlungen kann man sich schenken, ebenso die zum Teil differenziert durchgeführten Kontrollen über Entwicklungsberichte und das «Hineinregieren» in den Einzelfall sowie die zum Teil höchst schwierige Auswahl des «geeigneten» Trägers. Stattdessen konzentriert man sich auf die fachlich-methodischen Aspekte im Falleingang sowie auf das Fachcontrolling der Träger (das natürlich dann die Grundlage für ein ordentliches Abrechnungsverfahren darstellt, und im Übrigen erheblich einfacher ist im Vergleich zur äusserst zeitaufwendigen bürokratischen Einzelfallabrechnung). Was gerade in diesem Bereich an öffentlichen Geldern verplempert wird (und gar nicht in den Transferkosten auftaucht), ist seit Jahren unvertretbar. Der Kontrollaufwand wird regelmässig in einer Art und Weise erhöht, die weder dazu beiträgt, den kontrollierten Gegenstand besser zu erfassen, noch, das System flexibler zu machen, um geeignete Hilfen tatsächlich passgenau und wirkungsvoll zu erbringen. Statt vermehrter formaler Kontrolle braucht es Investitionen in fachlich-methodische Qualität und intellektuelle Investition in die Entwicklung alternativer Finanzierungsformen.

Somit ist klar, dass es nicht darum geht, das Angebotsspektrum an Einrichtungen zu verbessern, sondern darum, das passende



Angebot bezogen auf den einzelnen Fall hochgradig flexibel immer wieder neu zu kreieren. Es braucht eine Trägerlandschaft, die eben nicht mehr Angebote vorhält, sondern die in der Lage ist, jeweils bezogen auf den Einzelfall ein Angebot («Massanzug») zu kreieren, das gemeinsam mit dem Kostenträger und der betroffenen Familie entwickelt wird (s. dazu Curaviva/Berner FH 2010). Das kann im Extremfall auch mal der klassische Heimplatz sein oder – im anderen Extremfall – die sozialpädagogische Familienhilfe mit zehn Stunden pro Woche. Die Regel wären dann aber eher kleinteilig beschriebene, von mehreren Personen (u.a. einem Erziehungshilfeträger) getragene Massnahmen, die dadurch gekennzeichnet sind, dass die einzelnen Personen innerhalb der Familie bestimmte Aufgaben übernehmen, ein (oder mehrere) Träger flankierend unterstützen und der Kostenträger zu Beginn der Massnahme mit der Familie so präzise die Hilfeziele formuliert, dass diese durch den gesamten Hilfeprozess leiten. Selbstverständlich spielen (wenn denn der Träger sozialräumlich gut verankert ist) sozialräumliche Ressourcen (personelle wie materielle) eine grosse Rolle, und ihre Benennung im Hilfeplan ist von grosser Bedeutung (gerade die Träger sollten «belohnt» werden, die derlei Ressourcen in hohem Ausmass schaffen bzw. heranschaffen). Dies führt dazu, dass zunächst die Grenzen zwischen ambulant und stationär folgenreich verschwimmen und in einem weiteren Schritt die «guten» Träger sich nicht mehr dadurch auszeichnen, dass sie ein bestimmtes (in der Regel immobilengestütztes) Angebot vorhalten, sondern hochgradig flexibel arbeitendes Personal, das sich entsprechend den im Hilfeplan formulierten Zielen so sensibel auf die Familie einstellt, dass jeweils die richtigen Unterstützungen angeboten werden (und das kann durchaus ein Mix aus eher stationären, eher ambulanten und auch lebensweltlichen Elementen sein). Flexibel arbeitendes Personal wird damit mindestens ebenso wichtig wie das Vorhalten geeigneter Räumlichkeiten, und mit Blick auf derlei Räumlichkeiten wird in diesem Kontext immer mehr von Bedeutung, dass diese Räumlichkeiten flexibel nutzbar sind und möglichst nahe am Sozialraum liegen (um – wenn es angesagt ist – jedwede Rückkehroption zu wahren). Es wird dann vermutlich nur noch für wenige Zielgruppen «Spezialeinrichtungen» geben, die sich mit bestimmten Segmenten beschäftigen (etwa 16- bis 18-jährige Mädchen mit frühkindlichem Trauma). Vielmehr wird die Zahl der Einrichtungen zunehmen, die grundsätzlich jedes Kind/jeden Jugendlichen aufnehmen, nicht mehr danach schauen, ob der Jugendliche in die Einrichtung «passt»,

sondern die Einrichtung immer wieder neu den Gegebenheiten anpassen, die durch heterogene Gruppenzusammensetzungen entstehen. Das Hilfesystem muss sich den jeweils wechselnden Bedarfen anpassen. Derzeit passen sich die Menschen an das jeweilige Hilfesystem an bzw. werden an das Hilfesystem angepasst, das regelmässig sein «Angebotsspektrum» verändert, und wenn diese Veränderung vorgenommen wurde, haben sich die Bedarfe längst auch schon wieder verändert.

Nicht die marktförmig organisierte Konkurrenz der Leistungsanbieter und die entsprechende Kontrolle des Kostenträgers der jeweils gesponserten und dennoch unkontrolliert wachsenden Landschaft führt zu einer besseren Leistungsgestaltung, sondern nur ein kooperatives Verhältnis zwischen Kostenträger, Leistungserbringer und Leistungsempfänger, und dies unter Verzicht auf einzelfallorientierte Fachleistungsstunden und Pflegesätze zugunsten von Pauschal- und Budgetfinanzierungen, bei denen im Konsens zwischen Kostenträger und Leistungserbringer unter Mitwirkung des Hilfeempfängers über die Hilfe entschieden wird, und zwar unter Letztentscheidung des Kostenträgers bei gleichzeitigem Veto-recht des Leistungserbringers.

Beim sozialräumlichen Fachkonzept geht es vor jeder Diskussion um Struktur und Finanzierung um einen Paradigmenwechsel in der Unterstützung benachteiligter Milieus durch den Einsatz öffentlicher Gelder. Im Zentrum jeder Hilfe steht – ausgenommen im Fall der konstatierten akuten Kindesgefährdung – immer der von den Betroffenen formulierte Wille, der möglichst präzise und kleinteilig (also überprüfbar) sich in Zielformulierungen abbildet, die gleichsam den «roten Faden» durch eine Hilfe bilden. Diese Form der kleinschrittigen, oft mühsamen Zielerarbeitung mit den Betroffenen ist genau die Kunst, die die Beschäftigten beim Kostenträger beherrschen müssen. Auf der Grundlage *vorgegebener* Zielformulierungen (vermeintlich «fallverstehend») gleichsam *gegen* die Energie einer hilfeschuchenden Familie zu arbeiten bzw. vorschnell eine (oft schwammige) Zielformulierung zu wählen, die keinerlei energetische Ausstrahlung auf den Hilfeverlauf hat, ist grundsätzlich zum Scheitern verurteilt (von Ausnahmen, bei denen man schlichtweg Glück hatte, mal abgesehen). Die konsequente Formulierung von Zielen, die seitens der Betroffenen durch eigene Aktivität («Selbstwirksamkeit») selbst erreicht werden können und bei denen man durch einen Leistungsanbieter unterstützt wird, sowie der auf diese Ziele bezogene punktgenaue Einsatz

von personalen und sozialräumlichen Ressourcen (insbesondere auch der Regelsysteme) machen den Kern eines sozialräumlichen Ansatzes aus. Damit ist klar: Jedes Ziel (es sei denn, es ist ungesetzlich oder schadet anderen Menschen) ist statthaft, und geradezu verboten ist eine seitens des Kostenträgers vorgenommene Intervention unter der Überschrift: «Es wäre aber doch gut, wenn...» – oder schlimmer noch: «Geld gibt es nur, wenn...». Mit Blick auf die formulierten Ziele muss immer auch gelten: Das Hilfesystem muss die passende Unterstützung möglichst frühzeitig zur Verfügung stellen – und das kann auch mal die umgehende stationäre Unterbringung sein. Aber eben: Die richtige Hilfe zum richtigen Zeitpunkt schafft die hilfreichste Unterstützung (und nebenbei: Sie gehorcht ausserdem dem Gebot der sparsamen Bewirtschaftung öffentlicher Mittel). Wenn das System (also sowohl der Kostenträger als auch die gesamte Palette der Leistungsanbieter) nicht systematisch daraufhin orientiert wird, mit diesem Blick an «Fälle» oder «potentielle Fälle» heranzugehen, droht die gesamte Veranstaltung zu einer inhaltsleeren Sparorgie auf Kosten derjenigen Milieus zu werden, in denen eben nicht so häufig bürgerliche Normalbiografien gelebt werden wie unter Sozialarbeitern oder Juristen. (Im Übrigen: Unterm Strich kostet diese Kampfansage an die Entrechteten und Benachteiligten erheblich mehr als ein vernünftig gemanagter sozialräumlicher Ansatz vor dem Hintergrund solider Fachlichkeit).

Damit klar ist, worüber wir reden: Kinder und Jugendliche in extremen Verweigerungsphasen, mit autonomen und eigenwilligen Lebensentwürfen bereits in frühem Jugendalter, Kids mit hohem Aggressionspotential, Suchtstrukturen und vielfach diagnostiziertem psychiatrischem Hilfebedarf, also diejenigen, die in der Regel in hochstandardisierten, teuren und häufig erfolglosen Hilfeangeboten landen, scheren sich in der Regel nicht einen Deut um den regelmässigen Schulbesuch oder die angebotene Lehrstelle. Der Aufbau eines sozialräumlichen, ambulanten und da und dort auch durch eine Immobilie gestützten Netzes mit für jeden «Fall» eigenen Lösungen für die Bereiche Freizeit, Wohnen, Gesundheit und meinetwegen auch Schule und Ausbildung und zwar unter Einbezug der Eltern, ist eine sozialarbeiterisch spannende und jenseits von vorgegebenen Zielen und vorgehaltenen Strukturen äusserst erfolgversprechende Aufgabe, die zu finanzieren erheblich weniger kostet als der klassische Heimplatz. Der Aufbau eines Netzes von Leistungserbringern, die sozialräumlich gerade auch in diesen Segmenten hochwertige Arbeit leisten, funktioniert

nur im Rahmen eines Fach- und Strukturkonzeptes, dass sowohl für «leichte», «niederschwellige» als auch für «schwere», «hochpreisige» Fälle nach der gleichen Logik funktioniert.

Das A und O einer «funktionierenden» sozialräumlichen Landschaft ist eine integrierte Finanzierungsform, bei der Kostenträger und Leistungserbringer gemeinsam für die Einhaltung von Budgets und die Erbringung der gesetzlich vorgeschriebenen Leistungen verantwortlich sind. Für ein territorial klar umschriebenes Gebiet braucht es ein festes Budget, dessen Höhe alle Beteiligten kennen (egal, ob es nun beim Kostenträger bleibt oder direkt an die Leistungserbringer gezahlt wird), und aus diesem Budget müssen sämtliche in diesem Sozialraum anfallenden Hilfen bestritten werden. Überall zeigt sich, dass die Leistungserbringer, wenn sie verstehen, dass sie über den Auf- und Ausbau von Infrastrukturangeboten dazu beitragen, in den kommenden Jahren «Fälle» zu verhindern, eine bunte Landschaft aus derlei Angeboten kreieren, weil sie ein wirtschaftliches Interesse daran haben, eine funktionierende sozialräumliche Struktur zu entwickeln, in der möglichst frühzeitig Menschen in Belastungssituationen Unterstützung erfahren (man könnte auch sagen – auf die Gefahr hin, als neoliberal etikettiert zu werden – : «Fälle» zu verhindern). Nur wenn klar ist, dass

- ▶ Leistungserbringer auf mehrere Jahre hinaus Planungssicherheit haben;
 - ▶ sozialräumliche Angebote gezielt auf solche Bevölkerungsgruppen gerichtet sind, die «übermorgen» zu attestierten Leistungsempfängern werden könnten;
 - ▶ die Trägerlandschaft dadurch zur Kooperation angeleitet wird, dass die beteiligten Akteure das vorhandene Geld flexibel einsetzen können und gleichzeitig wissen, dass es nur in Ausnahmefällen «mehr» Geld geben kann;
 - ▶ ein fachliches Controlling existiert, das anhand von relativ harten Indikatoren regelmässig darüber informiert, ob der erwünschte Standard realisiert wird,
- wird die sozialräumliche Programmatik tatsächlich realisiert und ihre Wirkung entfalten.

Und wie gehts weiter?

Wie werden sich künftig die öffentlich geförderten Erziehungshilfen entwickeln, und dies sowohl mit Blick auf die bisher sogenannten ambulanten als auch stationären Leistungen?

In Deutschland gibt es mittlerweile Erfahrungen sowohl mit dem Umbau von Leistungserbringern in Richtung flexibler, sozialräumlicher Hilfestellung als auch mit dem Umbau ganzer kommunaler Landschaften hin zu einem kooperativen Verhältnis zwischen zuweisenden Stellen und Leistungserbringern. Dabei hat sich immer wieder gezeigt, dass die Verständigung auf eine einheitliche Fachlichkeit zwischen allen Akteuren eine wesentliche Basis für die entsprechenden Prozesse darstellt. Wenn es keine klaren Signale seitens des Kostenträgers gibt, die deutlich machen, in welche Richtung sich eine Landschaft fachlich entwickeln soll, werden die Leistungserbringer die notwendigen Innovationsschritte allenfalls zurückhaltend angehen. Ein wesentlicher Erfolgsfaktor waren in Deutschland klare Signale seitens der örtlichen Jugendämter, die einen konsequenten Wechsel hin zu einer aktivierenden, am Willen orientierten und ressourcenorientierten Arbeitsweise forderten und dazu die notwendigen finanziellen Anreize boten. Unter diesen Vorzeichen haben sich mittlerweile zahlreiche Träger aufgemacht, ihre Angebote zu flexibilisieren, nicht mehr in klassischen Platzzahlen zu denken und die Trennung zwischen «ambulant» und «stationär» aufzuheben. Ausgezeichnete Beispiele dafür finden sich u.a. in der Stadt Rosenheim (s. dazu Pichlmeier/Rose 2010), im Landkreis Nordfriesland, aber auch in der österreichischen Stadt Graz.

Die für die Schweiz zu prognostizierende Entwicklung hängt ebenfalls entscheidend davon ab, welche Signale von den zuweisenden Stellen, also von den Kostenträgern ausgehen. Wenn sich die Kostenträger weiterhin darauf konzentrieren, einen Anspruch festzustellen, das ohnehin nicht näher definierte Kindeswohl zu sichern und dann zu schauen, welche Angebote es gerade in der Gegend oder darüber hinaus gibt, um den Jugendlichen oder das Kind unterzubringen, dann wird sich nicht viel ändern. Wenn dagegen die Kostenträger lernen, sich darauf zu konzentrieren, wie die jeweiligen Lebensentwürfe der Kinder, Jugendlichen und Familien sind und mit Blick auf diese Lebensentwürfe mit den betroffenen Menschen Ziele formulieren, die durch öffentliche Unterstützung erreicht werden können (und zwar unter tätiger Mithilfe der Betroffenen), und dann in enger Kooperation

Literatur

Bestmann, Stefan (2013): Finden ohne zu suchen. Einzelfallunspezifische Arbeit in der sozialräumlichen Kinder- und Jugendhilfe. Wiesbaden.

Bieri, Peter (2007): Das Handwerk der Freiheit. Über die Entdeckung des eigenen Willens. Frankfurt a. M.

Braunmühl, Ekkehard v. (1975): Antipädagogik. Studien zur Abschaffung der Erziehung. Weinheim/Basel.

Curaviva Schweiz/Berner Fachhochschule (Hg.) (2010): Flexible Jugend- und Familienhilfe im Sozialraum. Bern.

de Mause, Lloyd (Hg.) (1977): Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit. Frankfurt a.M.

Haller, Dieter/Hinte, Wolfgang/Kummer, Bernhard (Hg.) (2007): Jenseits von Tradition und Postmoderne. Sozialraumorientierung in der Schweiz, Österreich und Deutschland. Weinheim u. München.

Hinte, Wolfgang (1980): Non-direktive Pädagogik. Opladen.

Hinte, Wolfgang/Treess, Helga (2011): Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe, Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. Weinheim.

Kleve, Heiko (2010): Konstruktivismus und Soziale Arbeit. Wiesbaden.

Möbius, Thomas/Friedrich, Sibylle (Hg.) (2010): Ressourcenorientiert Arbeiten. Wiesbach.

Peters, Friedhelm/Koch, Josef (Hg.) (2004): Integrierte erzieherische Hilfen. Weinheim/München.

Rousseau, Jean-Jacques (1968): Emile oder über die Erziehung. Stuttgart.

Jahresbericht «Auf der Grube» 1971

Rahmenkonzept Schulheim Ried

mit Leistungserbringern versuchen, für den jeweiligen Einzelfall hochgradig individuell die richtige Lösung «masszuschneiden», dann wird sich auf der Grundlage solcher Signale die gesamte Szene der Anbieter im Bereich der erzieherischen Hilfen Schritt für Schritt wandeln. Herzstück einer solchen Innovation sind sozialräumlich agierende Beratungsteams, in denen sich der Zuweiser mit den (möglichst ausfinanzierten) Trägern zusammensetzt und regelmässig darüber nachdenkt, wie die jeweilige passende Unterstützung aussehen könnte.

Eine Einrichtung, der es in diesem Kontext gelingt,

▶ den Eigenwillen der Kinder als Chance und Ressource (und nicht als Betriebsstörung) zu achten,

▶ ein Umfeld zu schaffen, in dem Unterstützung nicht in Betreuung ausartet,

▶ die (manchmal vielleicht verwirrenden) Energien von Kindern als Chance und Herausforderung zu sehen,

▶ sich als integraler Bestandteil des Alltags im Quartier zu verstehen,

▶ über eine konsequent kooperative Haltung nach innen und aussen immer wieder neu passende Unterstützungsarrangements für oft schwierige Lebensphasen von Kindern zu schaffen,

einer solchen Einrichtung darf man wohlgemäß eine gute Zukunft prophezeien und eine die Zeiten überdauernde Existenz wünschen.

Dank

Unser Dank geht an die Autorin Marina Bolzli und an die Autoren Fredi Lerch, Wolfgang Hinte, Patrik Maillard und Gerhard Meister, welche dem Buch den gewichtigen Inhalt verliehen haben, und an Markus Schütz, der die Texte sorgfältig und professionell lektoriert und korrigiert hat. Unser Dank geht ebenfalls an Andrea Stebler und Thomas Hirter, die ein wunderschönes Buch gestaltet und illustriert haben und immer wieder auf neue Ideen und Wünsche eingegangen sind. Und unser Dank geht an Nicole Ziegler, bei der alle Fäden zusammengelaufen sind und die die Arbeiten aller Beteiligten koordiniert hat.

Ein ganz besonderes Dankeschön gebührt den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Stiftung Contenti. Sie haben alle Jahresberichte und publizierten Dokumente seit 1825 digitalisiert und aufgearbeitet (www.contenti.ch)

Insbesondere geht unser Dank auch an Sponsorinnen und Sponsoren, welche mit ihrer grosszügigen finanziellen Unterstützung die Realisierung dieses Buches erst möglich gemacht haben. Alle Sponsorinnen und Sponsoren sind auf www.aufdergrube.ch namentlich erwähnt.

Legen Sie das Buch auf. Erzählen Sie davon, wenn es Ihnen gefallen hat. Verschenken Sie es weiter. Wir senden Ihnen gerne weitere Exemplare zu.

Impressum

Copyright by Stiftung Schulheim Ried,
Niederwangen,
1. Auflage Mai 2013, 3000 Exemplare

Untertitel: Text «Käthi», Endo Anaconda,
Stiller Has; CD «Moudi» (1996).
Mit freundlicher Genehmigung von
Endo Anaconda

Vorsatz: Dufourkarte, Ausgabe 1855/56
©swisstopo Bern, 2013
Nachsatz: Thomas Hirter

Projektleitung, Konzept, Redaktion
und Administration: Bernhard Kuonen,
Christian Lüscher, Priska Schorneck,
Nicole Ziegler

Gestaltung: Thomas Hirter, Andrea Stebler
Illustrationen S.119–150: Andrea Stebler
Lektorat und Korrektorat: Markus Schütz
Druck: Rickli + Wyss AG
Bindung: Rhyn AG, Serge Philipona

Herausgegeben von: Stiftung Schulheim
Ried, Niederwangen und Verlag X-Time,
Edition eigenART, Bern 2013